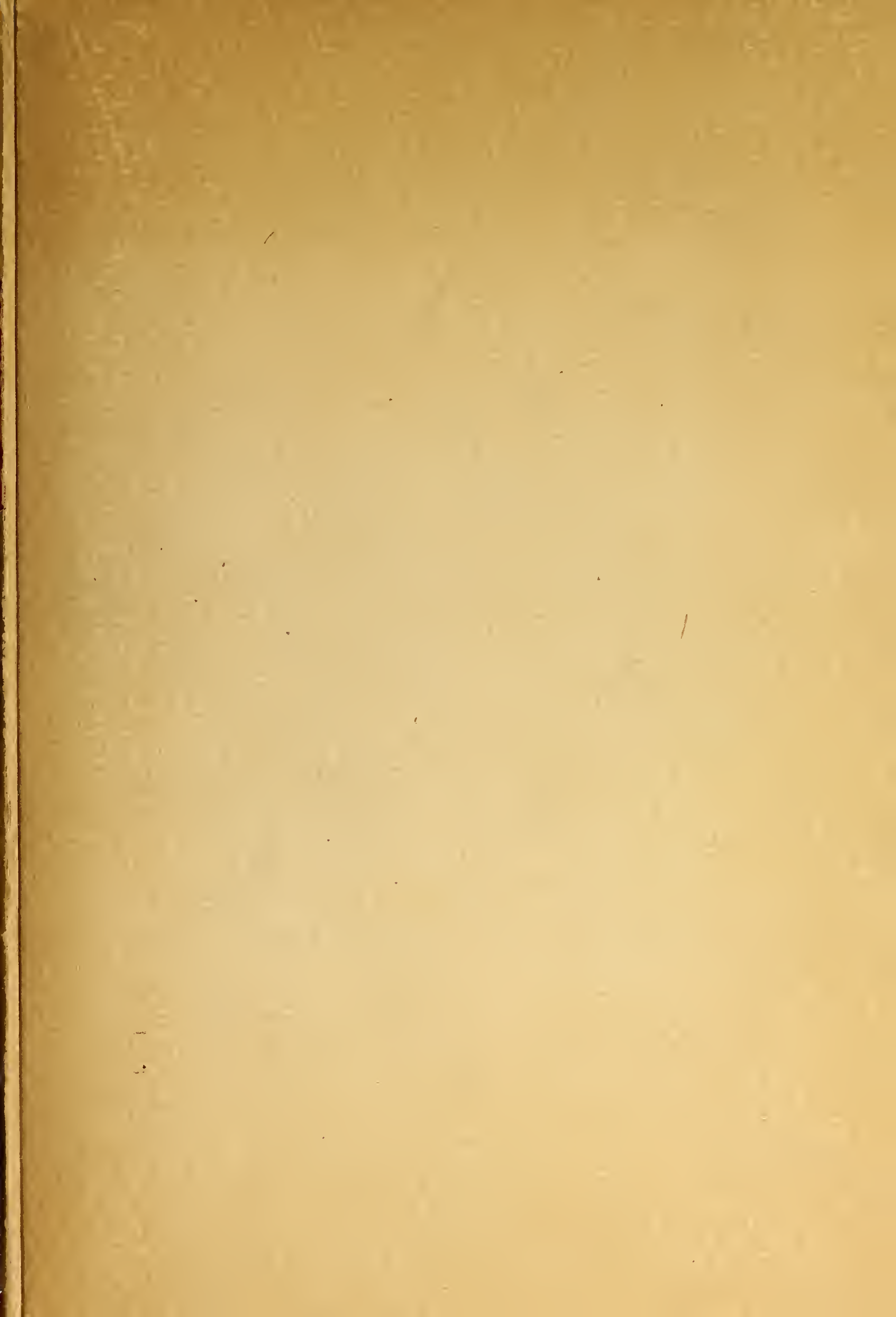




HANS VON MARÉES

SEINEM ANDENKEN GEWIDMET

VON

CONRAD FIEDLER.



MÜNCHEN, DEZEMBER 1889.

Bruckmannsche Buchdruckerei in München

1.

Am 5. Juni 1887 starb in Rom der Maler Hans von Marées nach kurzer schwerer Krankheit. Während die Öffentlichkeit diesem Todesfalle kaum Beachtung schenkte, wurden die Freunde des Verstorbenen von dem Ereignisse tief ergriffen. Nicht nur als ein persönlicher Verlust traf sie der Tod ihres Freundes; sie klagten vielmehr darüber, dass hier still und unerkannt der Welt ein Mann gestorben sei, der Anspruch auf allgemeine und weittragende Bedeutung gehabt habe. Schon zu seinen Lebzeiten hatten sie Unmut darüber empfinden müssen, dass seinem Werte in weiteren Kreisen kaum Rechnung getragen wurde; dieser Unmut musste sich steigern, da sie nun auch den Tod des Künstlers, der Gegenstand ihrer Verehrung gewesen war, spurlos vorübergehen sahen. Indem das Grab sich über ihm schloss, schien es ihnen, als werde eine Kraft, die des Fortlebens im Andenken der Menschen so wert gewesen sei, in ewige Vergessenheit versenkt. Der Ausdruck der Trauer erstarb in der engen Gemeinschaft der Freunde, kein Laut pflanzte sich fort auf weitere Kreise, kein Echo erwiderte aus der Welt des öffentlichen Lebens.

Und es war noch eines, was jenen Unmut besonders quälend machte. Hätte man die Welt der Ungerechtigkeit zeihen, hätte man ihr Schuld geben können, dass sie aus Un-

verstand oder bösem Willen ein ihr dargebotenes Gutes und Bedeutendes zurückgewiesen, in notgedrungene Vereinsamung gebannt habe, man würde in der Äusserung solcher Anklagen eine gewisse Befriedigung haben finden können. Aber der Welt war thatsächlich kaum Gelegenheit geboten worden, einen Blick in das geheimnissvolle Schaffen dieser merkwürdigen Persönlichkeit zu thun. Und auch von der Zukunft konnte man eine geistige Auferstehung dessen, den man hier zu Grabe trug, kaum hoffen. In seiner Werkstatt fand man sich umgeben von den Zeugnissen eines unablässigen Ringens; in immer und immer wieder erneuten Versuchen schien eine ungeheure Kraft aufgewendet, um eine Welt inneren Schauens zu der Bestimmtheit äusseren Daseins zu entwickeln. Und doch stand man keinem vollen Gelingen gegenüber. Kein einziges zu überzeugender Klarheit gebrachtes Werk war vorhanden. Nirgends begegnete man derjenigen Vollendung, in der allein inmitten eines allgemeinen geistigen Schaffens für das einzelne Werk die Bürgschaft dauernden Wertes liegen kann.

Unter den Freunden, die trauernd und zugleich niedergeschlagen das Grab umstanden, waren wohl solche, die gegen das Schicksal die Anklage erhoben, dass es mit gewohnter unverständlicher Willkür einen Lebensfaden vorzeitig zerschnitten habe. Nur eine kurze Spanne Zeit, ein letzter Anlauf, und das Ziel wäre erreicht gewesen. Alles hatte darauf hingedeutet, dass sich die Arbeit eines Lebens nun wirklich einem Abschluss nähere. Nach Wochen war von dem rastlos Strebenden selbst die Zeit berechnet worden, die noch erforderlich sei, um dem Unternommenen die letzte Vollendung zu geben. Eine besonders gesteigerte Stimmung war an ihm bemerkbar gewesen und diese hatte sich der Umgebung mitgeteilt. Das sorgfältig bewahrte Geheimnis der Werkstatt hatte sich allmälig gelüftet. Einzelne gewannen Zutritt und berichteten von den grossen Eindrücken, die sie empfangen hatten. Freunde waren bemüht gewesen, einleitende Schritte

zu thun, um das Werk, sobald die Zeit gekommen sei, in besonderer, seiner Bedeutung würdiger Weise vor die Öffentlichkeit zu bringen. Da plötzlich greift die Macht des Todes in dieses gehobene Dasein ein, sinnlos noch kurz vor dem Ziele das zerstörend, was von dem Leben so sinnvoll angelegt schien. Wenige Tage schwerer Krankheit genügen, um ein Individuum zu vernichten, welches ein Leben entsagungsvoller Arbeit daran gewendet hatte, um sich zu dem zu machen, als den es sich der Welt zu zeigen im Begriff gewesen war. Konnte es einen grasseren Beweis von der blinden Grausamkeit des Schicksals geben und waren nicht diejenigen im Recht, die über die rohen Mächte klagten, denen das Beste unterworfen sei?

Aber es umstanden auch andere, ältere Freunde das Grab. Ihr Verlust war nicht geringer als der jener jüngeren, ihr Schmerz nicht weniger lebhaft; indessen erschien ihnen der jähe Abschluss dieses Lebens doch in einem anderen Lichte. Ihre Überzeugung, dass es einer so bedeutenden Natur gelingen müsse, sich in abgeschlossenen Werken dauernd zum Ausdruck zu bringen, war durch wiederholte Enttäuschungen allmälig schwächer und schwächer geworden. Manchmal schon hatten sie den Augenblick nahe geglaubt, da von der bildnerischen Welt, die unter den rastlos arbeitenden Händen entstand, gleichsam die letzte Hülle der Unklarheit und Unfertigkeit fallen und das vollendete Werk sich den Blicken darstellen würde: immer und immer wieder hatten sie es erleben müssen, dass die herrlichsten Werke gerade durch die Arbeit, die ihnen die letzte Vollendung hätte geben sollen, wieder in Frage gestellt worden waren. Auch diesmal — so sagten sie sich — würde sich derselbe Vorgang wiederholt haben. Ja, die traurige Gewissheit wurde ihnen, als sie das verwaiste Atelier betraten und die Spuren der letzten Thätigkeit wahrnahmen, die der Verstorbene seinen Bildern gewidmet hatte. Das alte Verhängnis hatte auch hier wieder sein Spiel

getrieben. Die Hand, der es gelungen war, die inneren Bilder bis zu einem gewissen Punkte einem äusseren gestalteten Dasein entgegenzuführen, hatte das klare Bild nur wieder verdunkelt und verstümmelt. Was würde geschehen sein, hätte der Tod nicht allem Streben und allem Irren ein Ende gemacht! Wenn sie daran gedacht hatten, welcher Zukunft, welchem Abschluss dieses Dasein entgegenginge, da hatten sie sich trüber Vorstellungen nicht erwehren können. Wie hätte diese Natur, deren angeborene vornehme Empfindlichkeit sich durch ein einsames Leben immer mehr und mehr gesteigert hatte, bestehen sollen, wenn die Welt der Illusion, in der allein sie zu leben und zu arbeiten vermochte, von eigenen Zweifeln und von der zudringlichen Offenheit Anderer, doch allmälig erschüttert worden wäre? In der Konsequenz dieses Lebens lag ein befriedigtes, versöhnendes Ende nicht. Als nun so unerwartet und plötzlich der Tod eintrat, ein ganz gewöhnlicher und alltäglicher Tod an einer schnell verlaufenden Krankheit, wie sie einen jeden befallen kann, da durften sie sich wohl sagen, dass hier, wie so oft, die Vorsehung in ebenso überraschender wie einfacher Weise ein Problem gelöst habe, welches menschlicher Einsicht unlösbar erschienen war. War es nicht eine Gunst des Schicksals zu nennen, dass es durch einen raschen Eingriff dieses Dasein der Notwendigkeit überhoben hatte, sich bis zuletzt auszuleben und sich in einem unlösbaren Konflikt zu verzehren? Und noch überdies hatte der Tod den Strebenden in einem Augenblicke höchster Befriedigung hinweggerafft. Er meinte, das Ziel erreicht zu haben, um dessentwillen er gelebt hatte. Er genoss jenen schönen Augenblick, da der Schaffende vor seinem Werke steht, da er die Welt nur als eine ihn verstehende, ihm entgegenkommende, an ihm teilnehmende sich vorstellen kann; noch hatte die wirkliche Berührung mit der Welt ihm die Freude an seinem Werke nicht verdorben. Wenn die Freunde trauerten, dass sie ihn so früh verloren hatten, so gereichte

es ihnen doch zum Troste, dass sich das Grab über noch unzerstörten Illusionen schloss.

Und nun er von dem Schicksal selbst geborgen worden war, wich von den Freunden das Gefühl der Beängstigung, das sie im Verkehr mit ihm nicht immer hatten unterdrücken können. Wenn er auch von ihnen geschieden war, so schien er ihnen doch gerade dadurch wieder näher gerückt. Indem sie sich von dem Druck der Sorge um ihn befreit fühlten, vermochten sie erst wieder diese merkwürdige Individualität in ihrer ganzen Wahrheit und Lebendigkeit sich zu vergegenwärtigen. Zugleich regte sich der Wunsch in ihnen, dass sein Andenken nicht gänzlich der Vergessenheit anheimfalle. Sein Bild war vielfach entstellt worden; von den Einen, die ihm eine übergrosse Bedeutung beilegten, ohne doch hinreichende Beweise für ihre Meinung beibringen zu können — von den Andern, die in seiner Laufbahn nichts weiter zu sehen vermochten, als den gänzlichen Schiffbruch eines Menschen, der nicht nach Massgabe seiner Kräfte, sondern nach den Ansprüchen seines Ehrgeizes gelebt hätte.

Marées war im Kampfe des Lebens kein Siegreicher gewesen. Er hatte die gewaltige Macht der Engherzigkeit gegen sich, die nichts anerkennt, was nicht zu innerer Vollendung und äusserer Geltung durchgedrungen ist. Gerechtigkeit konnte er nur erwarten von der seltenen Einsicht, dass die hervorragenden Beispiele geistiger und sittlicher Bedeutung nur allzuhäufig da gesucht werden müssen, wo strebende und kämpfende Naturen ihrem eigenen Verhängnis und der Macht des feindlichen Lebens unterliegen. Denjenigen, die in solchen Schicksalen nichts andres zu sehen vermögen, als das traurige Schauspiel zu Grunde gehender Kräfte, antwortet Marées selbst einmal, indem er schreibt: »zu Grunde geht wohl eigentlich nur der, von dessen Persönlichkeit schon bei Lebzeiten nichts mehr übrig bleibt«. Eine Persönlichkeit aber im vollsten Sinne des Wortes war Marées bis an sein Ende. Mit

einer durch kein widriges Geschick zu brechenden Kraft stellte er in sich den Gegensatz dar gegen alles, was seiner überlegenen Einsicht sich als nichtig und verwerflich enthüllt hatte. Das war es, was ihm die Verehrung seiner Freunde und zugleich eine unberechenbare Wirksamkeit auf alle diejenigen sicherte, die ihm im Laufe seines Lebens mehr oder weniger nahe traten.

2.

Als ich Marées in Rom im Winter 1866/67 kennen lernte, war er im wesentlichen schon der, als welcher er im Andenken seiner Freunde fortlebt. Er hatte unter schweren Kämpfen sich die Selbständigkeit seiner Natur errungen. Wenn er auch in seiner folgenden Lebenszeit noch eine reiche menschliche und künstlerische Entwickelung durchmachte, so hatte er doch damals jene wichtigste Arbeit schon gethan, die dem Menschen aufgegeben ist: er hatte Klarheit geschaffen zwischen den Forderungen seiner Natur und den Ansprüchen der Welt; er hatte den festen Boden gewonnen, auf dem er stand, von dem er nicht wanken durfte, ohne sich untreu zu werden. Und die Einsicht war ihm schon früh geworden, dass der Wert des Mannes auf der Treue gegen sich selbst beruht.

Am 24. Dez. 1837 in Elberfeld geboren, stand er in seinem 27. Lebensjahre, als er 1864 nach Rom kam. In den ersten Jahren seines dortigen Aufenthalts mag der lang vorbereitete Prozess in ihm zur Reife gekommen sein. Freilich fehlen mir über seine frühere Lebenszeit genügende Nachrichten. Es scheint aber, als ob bis zu jenem römischen Aufenthalte mehr einzelne starke Züge an ihm hervorgetreten seien, als dass er schon eine so geschlossene Persönlichkeit dargestellt hätte, durch die er später eine so bedeutende Wirkung auf seine Umgebung ausübte. Er sprach nur wenig von seiner Vergangen-

heit; nur ab und zu liess ihn ein ausgesprochenes Erzählertalent gern auf einzelnen Vorgängen seines Lebens verweilen. Mit grosser Verehrung hing er an dem Andenken seiner Mutter, die er früh verloren hatte; seinem Vater, der im Jahre 1874 als hoher Staatsbeamter in Coblenz starb, widmete er eine grosse Anhänglichkeit und betonte stets dessen vielseitige und ausgezeichnete geistige Bedeutung. Gleichwohl war aus manchen seiner Äusserungen zu schliessen, dass er schon in früher Jugend einen starken Gegensatz zwischen den Entwickelungsbedürfnissen seiner Natur und den äusseren Bedingungen empfunden hatte, unter denen er heranwuchs. Dies musste sich steigern je mehr er aus der häuslichen und heimatlichen Enge hinaustrat und in den weiteren Kreisen des Lebens nach den Bildungselementen suchte, deren er für seine künstlerische Anlage bedurfte. Sein Talent war schon zu Tage getreten, während er in Coblenz das Gymnasium besuchte; dort hatte er seinen ersten Unterricht genossen. Im Jahre 1853 ging er nach Berlin und arbeitete bei Steffeck. Nachdem er in den Jahren 1855 und 1856 seiner Militärdienstpflicht in Coblenz genügt hatte, ging er nach München und man irrt wohl nicht in der Annahme, dass er in den acht Jahren, die er hier zubrachte, zuerst zu einem männlichen Selbstbewusstsein erstarkte, und sich der Welt gegenüber nicht nur als ein Empfangender, sondern auch als ein Leistender empfinden lernte.

Marées mag damals in jener schönen Lebensperiode gewesen sein, in der der Mensch in seinem Inneren allerhand Kräfte sich regen fühlt, in der er sein Streben als ein unbegrenztes empfindet, weil er über das, was er seiner Natur nach erstreben muss, noch im Unklaren ist. So trat er in die künstlerischen Kreise Münchens ein und erwarb sich bald den Ruf einer aussergewöhnlichen Begabung. Es ist kein Grund vorhanden, hier auf die Zustände einzugehen, die Marées in München vorfand; seine spätere Entwickelung beweist, dass

er bestimmenden Einflüssen dort nicht unterworfen gewesen ist. Seine Stellung zu den Bestrebungen und Leistungen, in deren Mitte er sich so lange aufhielt, war offenbar eine ganz andere, als diejenige seiner Genossen, selbst derjenigen, die mit ihm im Kampf gegen Anerkanntes verbunden waren. Diese gehörten mit allem Widerstand gegen Hergebrachtes, mit aller Neuerungssucht doch ihrer Umgebung an und suchten keinen anderen Schauplatz, auf dem sie ihr Leben hätten aufbauen mögen. Marées blieb immer ein Fremdling in dieser Welt. Ob er damals schon voraussah, dass er aus ihr ganz würde ausscheiden müssen, um der eigentlichen Bestimmung seiner Natur gerecht werden zu können, das ist schwer zu beurteilen. Er lebte in ihr, aber sie gewann für ihn kaum eine andere Bedeutung, als dass sie ihm eine Zeit lang Gelegenheit gab, sein Talent zu erproben. Während er, äusseren Anregungen folgend, eine noch unstäte Thätigkeit entfaltete, wartete er die stille Entwickelung der geheimen Kräfte seiner Natur ab, die dann mit plötzlich auftretender Gewalt über sein ferneres Leben bestimmen sollten. Man sieht aus jener Zeit noch Studien und mehr oder minder fertige Bilder von ihm in Münchener Ateliers, wohl aufbewahrt und hoch geschätzt von ihren Besitzern, die damals seine Studiengenossen waren. Man erkennt aus ihnen, dass Marées der Förderung, die er von seiner Umgebung hätte empfangen können, schon entwachsen war; und doch war er zu voller Selbständigkeit noch nicht gelangt. Eine Vorliebe für niederländische Kunst und ein Studium derselben macht sich deutlich geltend.

Marées erfuhr hier an sich eine von den Schwierigkeiten, die heutzutage der gesunden Entwickelung selbständiger Begabungen entgegenstehen. Er kam sich fremd und einsam vor inmitten von Bestrebungen, die von der Kunst mehr oder minder nur den Schein entlehnt hatten. Was ihm seine Zeit, sei es als Belehrung, sei es als Vorbild bot, wies er zurück, da es in keinerlei Zusammenhang mit dem stand, was er als

Drang nach künstlerischem Ausdruck in sich wahrnahm. Des Beispiels für seine Überzeugungen, der Anregung und Nahrung für seine Entwickelung bedürfend, musste er sich, wie mancher andere, den Werken der alten Meister zuwenden. Ihnen fühlte er sich innerlich verwandt, hier fand er, was er bei seinen Zeitgenossen vergeblich gesucht hatte. Und doch konnte dies nur ein Notbehelf sein. Bei den alten Meistern in die Schule zu gehen, wird ein wahrer Künstler nie aufhören; je selbständiger er wird, desto mehr wird er ihnen verdanken können. Aber dem Lernenden kann das Studium der Alten keinen Ersatz dafür bieten, dass er nicht in einer Zeit echten, ursprünglichen Schaffens geboren ist. Er muss es wie ein Verhängnis empfinden, dass er sich mit seiner Sehnsucht nach Rat und Führung an jene Toten gewiesen sieht; wie viel mehr würde es ihm genützt haben, wenn er mit ihnen, unter ihnen seine Kräfte hätte entwickeln können! Im freien Wetteifer gemeinsamen Ringens würde er gelernt haben, der sichtbaren Welt einen eigenen bildnerischen Ausdruck abzugewinnen; nun unterliegt er der Macht bestimmter fertiger Werke, die ihm im Grunde doch stumm und rätselhaft bleiben. Unwillkürlich büsst er seine unmittelbare Beziehung zur Natur ein und wird ein Nachahmer dessen, dem er doch niemals gleichkommen kann. Wie viele erinnern in allen ihren Werken eher an ihre unerreichten Vorbilder, als dass sie etwas hervorbrächten, was, wenn nicht an Vollendung, so doch an Selbständigkeit mit jenen wetteifern könnte. Die Reminiscenzen nehmen in der modernen Kunst einen nur allzu grossen Raum ein. Auch Marées war in jenen Münchener Jahren nicht frei davon. In einem Bilde, welches aus dieser Zeit stammt und sich in der Sammlung des Grafen von Schack in München befindet, ist die Vorliebe für niederländische Kunst ebenso erkennbar, wie in jenen von seinen damaligen Studiengenossen aufbewahrten Skizzen. Immerhin ist hier von einer sklavischen Unterwerfung unter fremde Vorbilder nicht die Rede; ein

starkes Naturgefühl macht sich geltend, welches nur die Welt der Gestaltung noch nicht gefunden hat, in der es sich zum Ausdruck hätte bringen können. Aus dem Jahre 1860 oder 1861 wird ein Bild erwähnt, Schills Tod darstellend; dasselbe sei in Köln ausgestellt gewesen und von der Kritik sehr ungünstig beurteilt worden; Marées habe schon damals jene starke Abneigung gegen öffentliche Ausstellung seiner Bilder bekommen, die ihm bis an seinen Tod eigen blieb. Das Schicksal des Bildes ist mir ganz unbekannt; es müsste merkwürdig genug sein, zu sehen, wie Marées bei seinem rein künstlerischen Streben die Schranken einer so bestimmten gegenständlichen Darstellung zu durchbrechen gesucht haben mag. Ein anderes Bild aus jener Zeit, dessen Gegenstand ich nicht habe erfahren können, soll in Privatbesitz in Mecklenburg übergegangen sein.

Im allgemeinen hat über den Resultaten von Marées' Thätigkeit immer ein Missgeschick gewaltet; es war dies nicht zufällig, sondern hing eigentümlich mit Marées' besten Eigenschaften zusammen. Bei seiner ausserordentlichen Arbeitslust und der grossen Regsamkeit seines Geistes musste er sehr viel hervorbringen, und man fragt sich vergeblich, wo sich die Zeugnisse einer mehr als dreissigjährigen Thätigkeit befinden. Wer ihm irgend nahe gestanden hat, der wird bemerkt haben, dass er mit der hohen Meinung, die er von dem hatte, was er leistete, doch keinerlei Verliebtheit in seine eigenen Leistungen verband. Ihm galt die Thätigkeit alles; die Leistung war ihm nicht ein Endpunkt, sondern nur ein Schritt auf dem Wege, den er ging; war der Schritt gethan, so sah er nicht mehr rückwärts, sondern vorwärts. Was er um sich her erblickte, musste ihm als ein sehr handwerksmässiger Betrieb der Kunst erscheinen; er sah, wie so viele die Begabung, die ihnen von der Natur zu teil geworden war, zu einer Fertigkeit ausbildeten und zufrieden waren, wenn sie ihr Leben lang mit immer gleichen Leistungen ein immer

gleiches oberflächliches Kunstbedürfnis befriedigen konnten. Ihm erschien der künstlerische Beruf in einem ganz anderen Lichte. Er wusste, dass er als Künstler in einer Beziehung zur Natur stehe, die anderen fremd bleiben müsse; den Sinn seiner Thätigkeit konnte er nur in der Entwickelung dieser Beziehung zu immer grösserem Reichtum, zu immer höherer Klarheit erblicken. Jede Leistung konnte ihm nur als ein Durchgangspunkt erscheinen, ihr Wert lag in ihrem Entstehen, nicht in ihrem Vorhandensein. Er würde es als eine Schwäche betrachtet haben, hätte er aus dem, dessen eigentliche Bedeutung für ihn vorüber war, einen Gegenstand dauernder Wertschätzung machen wollen.

So konnte es keinen schlimmeren Feind seiner Sachen geben, als ihn selbst; er hatte für die Aufbewahrung derselben nicht den geringsten Sinn; Studien und Zeichnungen häuften sich auf und lagen unbeachtet am Boden, bis sie gelegentlich vernichtet wurden. Bei seinen verschiedenen Ortswechseln nahm er wenig Bedacht darauf, was aus alledem werden würde, was er zurückliess. Zuweilen verschenkte er wohl einiges; das meiste aber überliess er seinem Schicksal und so ist es zerstreut worden oder zu Grunde gegangen. Mit dieser Sorglosigkeit in betreff der eigenen Leistungen hing es auch zusammen, dass er jederzeit bereit war, seine Thätigkeit anderen zu gute kommen zu lassen. Er zeigte sich auch hier ausschliesslich beherrscht von dem reinen sachlichen Interesse und hatte die seltene Fähigkeit, sich selbst zu vergessen. Schon in seiner Münchener Zeit wurde er oft von solchen zu Hilfe gerufen, die sich selbst nicht weiter helfen konnten, und es war bekannt genug, mit welcher Leichtigkeit, Sicherheit und Überlegenheit er da eingriff, das Richtige fand, wo der andere verzweifelnd keinen Ausweg wusste. Scherzhaft nannten ihn seine Genossen den Feldscher, weil er immer kommen musste, wenn ein energischer Eingriff nötig war.

3.

Wer Marées in seiner Münchener Zeit gekannt hat und ihn dann nach Jahren in Rom wiederfand, der muss überrascht gewesen sein von der bedeutenden Veränderung, die mit ihm vorgegangen war. Er verliess München im Jahre 1864, um nach Italien zu gehen, und dort ist er mit verhältnismässig kurzen Unterbrechungen geblieben bis zu seinem Tode. Er stand damals offenbar vor jener inneren Krisis, die jeder Strebende in sich erleben muss, um zu voller Selbständigkeit und zum klaren Bewusstsein seiner Lebensaufgabe zu kommen. Es ist entscheidend für ihn geworden, dass er gerade in diesem Augenblicke die heimatlichen Verhältnisse verliess und den italienischen Boden betrat. Wie durch eine gewaltige Kluft sah er sich plötzlich von den künstlerischen Zuständen getrennt, die ihn bisher umgeben hatten. Nun erst konnte er den Bestrebungen seiner Zeit gegenüber zur inneren Freiheit gelangen, nun erst konnte sich ungehindert in ihm alles das entwickeln, was seiner ganzen ferneren Thätigkeit Inhalt und Wert geben sollte.

Mancher Künstler wandert nach Italien, und da er sich herausgerissen sieht aus den Befangenheiten der Zeit, der er angehört, des künstlerischen Herkommens, in dem er aufgewachsen ist, enthüllt sich ihm wohl auch eine höhere Aufgabe, der zu dienen er berufen sei. Aber die Erkenntnis erschreckt ihn; wie einen bösen Traum schüttelt er sie von sich ab; er flüchtet zurück auf den sicheren Boden, auf dem er so viele andere zu Erfolg und Ruhm gelangen sieht. Keinen anderen Nutzen trägt er davon, als dass er Bruchstücke italienischer Natur und Kunst in seine Heimat mitnimmt, um sie für all' die sonderbaren Zwecke zu verwerten, denen er seine Fähigkeiten dienstbar macht. Für Marées gewann der Aufenthalt in Italien eine ganz andere Bedeutung. Ihm waren von seinen Jugendgenossen rasche Erfolge prophezeit worden.

Das Schicksal, dem seine Begabung nun anheimfiel, ist von manchen als eine Bestätigung der landläufigen Ansicht benutzt worden, nach der dem nordischen Künstler das Leben in Italien eher Schaden als Nutzen zu bringen geeignet sei; er entfremde sich seiner Heimat und seiner Zeit; er gebe die natürlichen Bedingungen seiner Entwickelung auf und versetze sich in eine künstliche Lage, in der er notwendig den Zusammenhang mit den Bedürfnissen und Forderungen der Zeit einbüsse; er vereinsame, und indem er nur darauf aus sei, sich selbst genug zu thun, verliere er den Massstab für das Verhältnis, in dem seine Leistungen zu denen anderer und zu dem geistigen Leben seines Volkes ständen. Was habe der moderne Künstler in Italien zu suchen, was könne er dort lernen? Die Zeiten seien auf immer vorbei, in denen der Schönheitskultus, die Welt reiner Formen dem Menschen ein Interesse einflössen könne. Man sei mit ernsteren Aufgaben beschäftigt, man stehe vor tieferen Problemen. Nur wo im Kunstwerke der Anteil an den geistigen Strömungen der Zeit sichtbar werde, könne von irgendwelcher Bedeutung die Rede sein. Nur inmitten seines Volkes könne der Künstler ergriffen werden von den treibenden Mächten des Lebens; nur hier könne er zu dem Bewusstsein erstarken, dass er selbst eine Macht sei, dass er die Einflüsse, die er empfangen, wiederum zu Wirkungen auf andere gestalten könne. Nicht ungestraft wende er seiner Zeit, seinem Volke den Rücken, um zu der Kunst einer fernen Vergangenheit, zu der Natur eines fremden Landes zu fliehen. Seine Leistungen würden als vereinzelte Erzeugnisse einer individuellen Begabung wohl gelten können; als notwendige und wichtige Bestandteile würden sie sich aber niemals in das Gesamtbild der geistigen Arbeit einordnen, die von der Zeit vollbracht werde.

So ernsthaft und anspruchsvoll dies von denen vorgebracht wird, die sich im Besitze höherer Gesichtspunkte zu sein rühmen, so gehört es doch zu jenen oberflächlichen Wahr-

heiten, die sich in grosse Irrtümer verwandeln, sobald man die gegebenen Verhältnisse einsichtsvoll betrachtet. Freiwillig und ohne Not wird sich keiner, der aussergewöhnliche Kräfte in sich fühlt, in die Fremde und Einsamkeit verbannen. Hätte die nationale Kunst, mit der man sich brüstet, zu deren Dienst man jene Flüchtlinge zurückruft, nur einige innere Verwandtschaft mit derjenigen der grossen Vergangenheit, wie glücklich würden diejenigen sein, die das Verhängnis, mit künstlerischen Anlagen ausgestattet, in unseren Tagen hat geboren werden lassen. Hier aber gibt man sich einer gewaltigen, bewussten oder unbewussten Täuschung hin. Wenn man mit Recht betont, dass die Kunst damals in innigem Zusammenhange gestanden habe mit dem sie umgebenden Leben, mit dem geistigen Gehalte der Welt, der sie angehörte, so irrt man doch, wenn man meint, es sei etwas damit gethan, dass man den Schaffenden hinweise auf Stoffgebiete, die aus ganz anderen Gründen wichtig und bedeutend sind, als aus künstlerischen. Die produktive Thätigkeit jener Jahrhunderte ist nicht darum derjenigen andrer Zeiten überlegen, weil in ihren Darstellungen so vieles wiederzuerkennen ist, was damals die Gemüter bewegte, die Geister beschäftigte. Vielmehr ist sie darum bedeutungsvoll, weil sie sich selbst, ganz abgesehen von den Stoffgebieten, mit denen sie sich unwillkürlich verband, als ein wesentlicher Inhalt des geistigen Strebens jener Zeiten darstellt. Ihre Wichtigkeit ist gar keine erborgte, sondern eine ursprüngliche; sie kann nur von denen erkannt werden, die von jenem äusserlichen Zusammenhange abzusehen vermögen. Jede ächte Kunstübung wird, welchem Inhalte sie auch zu gute kommen mag, doch immer nur ihre eigenen Ziele verfolgen. Unbekümmert um die Forderungen, die im Namen der zur Darstellung kommenden Stoffgebiete gestellt werden mögen, wird sie im Grunde doch nur darnach streben, sichtbares Sein überhaupt zu immer bestimmterem und reicherem Ausdruck zu entwickeln. Dies ist der Grundzug jener

schaffensfreudigen Zeiten. Neben allen den die Geister bewegenden Fragen erhob sich das Streben nach Gestaltung zu selbständiger gleichberechtigter Bedeutung. Was nur zu häufig von anderweitigen Gebieten des Denkens und Handelns vorweggenommen wird, die Kraft zahlreicher und bedeutender Individuen, die lebendige und verständnisvolle Teilnahme der Zeitgenossen, das kam der Kunst zu gute. In dem künstlerischen Schaffen gelangte nicht mehr blos ein beliebiger Inhalt zu mittelbarer und unzulänglicher Darstellung, vielmehr offenbarte sich in ihm unmittelbar ein bestimmter Natur- und Weltinhalt, der nur in der Kunst zum Ausdruck zu kommen vermochte.

Nur der Umstand, dass der natürliche Sinn, der den Denkmälern früheren Schaffens innewohnt, zu gunsten von allerhand irrigen Deutungen missverstanden worden ist, vermag es zu erklären, dass man es wagt, die heutige Kunst mit derjenigen aus den Blütezeiten der künstlerischen Entwickelung zu vergleichen. Entsprang damals das gestaltende Schaffen einem natürlichen, allgemeinen Bedürfnis, so gleicht die heutige Kunst einem erborgten Gewand, in das die Zeit sich zu kleiden bemüht ist. Was kümmert Beschauer sowohl wie Künstler die aus der Anschauung sich entwickelnde Beziehung zur Natur, was jenes Eindringen in den Reichtum, in die Herrlichkeiten der sichtbaren Welt, welches nur der bildnerischen Gestaltung gelingen kann? Selbst wo die Kunst nur ihrem eigenen Prinzipe zu folgen vorgibt, wie in der naturalistischen Bewegung, gehorcht sie doch nur in sehr unverständiger Weise einem Anstoss, der von einem ganz anderen Gebiete, dem wissenschaftlichen ausgegangen ist. Das heutige Leben steht unter der Herrschaft ganz anderer Mächte. Die Kunst, der Selbständigkeit, des massgebenden Einflusses entbehrend, muss der Zerrüttung verfallen; sie ermangelt der inneren Wahrheit, weil sie sich beständig aufgibt, um Forderungen gerecht zu werden, die von aussen an sie gestellt

werden; sie tritt nicht selbstbewusst dem Leben entgegen, um es ihrerseits mit einem neuen Inhalt zu bereichern, vielmehr verliert sie sich an das Leben und sieht nur zu, wo sie immer neue, ihr fremde Interessen aufspüren kann, um sich ihrer zur Erweckung eines Anteils zu bedienen, den sie für sich selbst nicht zu erringen vermag. Was nützt das natürliche Talent, wenn es gar nicht dazu gelangt, nach einem unmittelbaren Naturausdruck zu suchen, wenn es vielmehr nur dazu ausgebildet wird, die Darstellungsmittel für die verschiedenartigsten Aufgaben zu beherrschen? Die Hingabe an die zeitgenössischen Interessen hat zu einem Vergessen des ursprünglichen Sinnes alles künstlerischen Schaffens geführt. Die gesamte im öffentlichen Leben stehende Kunst ist zu einem Tummelplatz persönlichen Ehrgeizes geworden; der stille sachliche Ehrgeiz, aus dem allein echte Leistungen entspringen können, scheint vernichtet. Bei allem vorgeblichen Reichtum ist die heutige Produktion öde und einförmig. In tausend Modifikationen treten immer nur dieselben Kunstgriffe zu Tage. Nur Gleichgültigkeit gegen die Natur kann es möglich machen, dass mit einer durchaus unzulänglichen, erlernten oder erborgten Formensprache allen möglichen Bedürfnissen nach Darstellung, Genuss, Unterhaltung immer und immer wieder genügt wird.

Die Erkenntnis des inneren Gegensatzes zwischen der Gegenwart und einer grossen Vergangenheit kann selbst mit der freiwilligen Verbannung aus dem Vaterlande nicht zu theuer erkauft werden. Und Marées ward mehr als diese Erkenntnis; ihm erwuchs aus der neuen Umgebung die Kraft, der grossen Lüge modernen Kunsttreibens endgültig zu entsagen. Dass er dies vermochte und der gewonnenen Überzeugung unerschütterlich treu blieb bis ans Ende, das ist einer der wesentlichen Züge in dem Bilde seines Lebens. Als er sich, der Heimat entrückt, auf dem Boden und unter den Zeugnissen einer vergangenen Blütezeit der Kunst fand, da musste er zum ersten Male begreifen, dass er mit aller seiner Begabung, mit all'

seinem Streben bisher doch nichts erreicht habe, dass er erst anfangen müsse, einen Künstler im wahren Sinne des Wortes aus sich zu machen. Er empfing von den Werken jener grossen Vergangenheit eine ganz neue Lehre. Sie erschienen ihm nicht mehr als vereinzelte Leistungen, die, so wie sie waren, aller Produktion als Muster und Vorbild dienen müssten. Er sah sie in der Zusammengehörigkeit ihres Entstehens, in dem grossen Zusammenhange mit der Natur des Landes, dem sie angehörten. Nun erst schien ihm das Verständnis derselben aufzugehen; er erkannte in ihnen den immer neu gesuchten, in immer neuer Weise gefundenen, zu immer höherer Wahrheit und Vollkommenheit gesteigerten Ausdruck einer Beziehung zur sichtbaren Welt, von der auch er sich ergriffen fühlte. Es waren nicht mehr die einzelnen Vortrefflichkeiten und Vollkommenheiten, die er bewunderte, die er als Gegenstände des Studiums, der Nachahmung betrachten zu müssen glaubte. Alle Denkmäler jener grossen Zeit, von denen er sich umgeben sah, wiesen ihn darauf zurück, dass damals der menschliche Geist von dem mächtigen, allgemeinen Verlangen erfasst worden war, das sichtbare Bild der Natur im künstlerisch gestalteten Ausdruck zum klaren, überzeugenden Dasein zu bringen. Jeder einzelne Meister, in dessen Werke er sich vertiefte, war ihm nun nicht mehr blos der Urheber einer Reihe bewunderter Schöpfungen. In der individuellen Eigentümlichkeit eines jeden erkannte er jenes allgemeine Verlangen wieder. Er sah, wie der einzelne, teilnehmend an dem allgemeinen Ausdrucksbedürfnis, sich zu der Natur in einem besonderen, nur ihm eigenen Verhältnis befand, wie sich dieses Verhältnis in seiner bildenden Thätigkeit entwickelte und in einzelnen Leistungen zu seinem klarsten und höchsten Ausdruck steigerte.

Es musste in Marées' Thätigkeit unwillkürlich ein Stillstand eintreten. Er stand in jenem Lebensalter, in dem es bei jedem Menschen mit den ersten Illusionen vorbei zu sein pflegt. Hatte er sich im Vollgefühl seiner Begabung den

Sieg leicht gedacht, den er im Leben zu erringen hoffte, so fasste er nun das, was zu thun war, näher ins Auge und sah ein, dass derjenige, in dem den herrschenden Überzeugungen und den anerkannten Leistungen ein Widersacher erstehen solle, zu einer ungeheuern Anstrengung und zu dem Opfer seines Lebens bereit sein müsse. In demselben Augenblicke, in dem es ihm klar wurde, eine wie schwere Stellung ihm seine innerste Überzeugung der Welt gegenüber anwies, begriff er zugleich, dass er zunächst noch an sich selbst eine grosse Arbeit zu verrichten habe, um seiner Aufgabe gewachsen zu sein. Er musste zu der beschämenden Einsicht kommen, dass er noch gar nichts sei und könne. Was sollte es heissen, dass er mit zeitweiligen, unzusammenhängenden Äusserungen einer überraschenden Begabung leichte Siege über Unfähigkeit und Mittelmässigkeit errungen hatte? Konnte er doch nichts in die Wagschale legen, wenn er sich mit denen verglich, die ihm nun erst auf ihrem heimatlichen Boden in ihrer ganzen Bedeutung verständlich wurden. Und zugleich musste ihn das wunderbare Land, in das er eingetreten war, auf das mächtigste anregen. Man erkennt aus seiner ganzen späteren Thätigkeit, dass er nach Italien hatte kommen müssen, um zu der sichtbaren Welt in eine grosse, zusammenhängende Beziehung treten zu können. Seine bisherigen Leistungen bekundeten doch nur jenes Suchen nach irgend einem Punkte, an dem das künstlerische Ausdrucksbedürfnis in ein vorübergehendes Verhältnis zu der Natur treten konnte; in allem Späteren erkennt man die Entwickelung einer Welt der Gestaltung, die der Natur nur durch diese einzige Individualität abgewonnen werden sollte. Marées musste inne werden, dass ihm erst hier in Italien aus den äusseren Anregungen, die er empfing, und aus den tiefsten Anlagen seines Wesens die Welt entstehen sollte, durch deren Ausdruck er zu einem Künstler im wahren und grossen Sinne des Wortes werden könnte.

Damals mögen bei Marées Augenblicke erhebender Erkenntnis mit tiefer Niedergeschlagenheit gewechselt haben. In die Freude, eine künstlerische Wiedergeburt an sich zu erleben, musste sich mancher Wermutstropfen mischen. Er war nun einmal in die Zeit gebannt, in der er geboren war; nur zu deutlich wurde er auf Schritt und Tritt daran gemahnt, dass er mit dem ganzen Streben seiner Natur allein stehe. In ihm selbst ging die gewaltsamste Erneuerung vor, und, indem er den neuen Boden noch nicht gefunden hatte, auf dem er hätte festen Fuss fassen können, musste er quälender Unsicherheit anheimfallen. In die inneren Kämpfe, die er damals durchlebt haben mag, hat wohl niemand einen tieferen Blick gethan. Ein merkwürdiges Brieffragment liegt mir vor, welches aus jener Zeit stammen mag. Marées schreibt an einen ungenannten Freund:

»Es ist schon lange her, dass Sie nichts mehr von mir gehört haben; so sehr es mir Herzensbedürfnis ist, mich Ihnen auszusprechen, so war doch diese lange Zeit hindurch meine Stimmung so unglücklich, mein ganzes Sein von Zweifeln so hin- und hergeworfen, dass ich Ihnen den unglücklichen Anblick eines so zerrissenen Daseins ersparen wollte. Wie ein Ahasver ohne Ruhe, ohne Rast schweifte ich umher, wenn auch nicht mit den Beinen, so doch mit dem Geiste. Tausendmal sagte ich mir: sei Mann, arbeite und konzentriere dich in der Arbeit. Jawohl, das ist leicht gesagt, doch schwer gethan. Du brauchst nur zu wollen, sagte mir schon mancher, und du wirst Berge umstürzen. Wer wollte nicht? Der, wer weiss, was er will, hat die halbe Arbeit gethan. Wollen und nicht wissen was: da haben Sie das Geständnis, welches sich denn nun doch meiner geängsteten Seele abringt. Mit Recht schelten Sie meinen Mangel an Vertrauen, auf das Sie mehr wie gerechten Anspruch haben. Ach, ich kann es nicht verhehlen, dass oft mich die tiefste Traurigkeit befällt, denke ich daran zurück, wie frisch, kühn und offen ich meine Laufbahn

begann. Ich hielt mich von der Natur für einen Mauerbrecher bestimmt und gedachte, durch Gradheit und unbeirrtes Urteil auf den Pfad zur Wahrheit zu gelangen. Die Zeit galoppiert vorwärts, wie zu allen Zeiten, die Menschen jedoch von heutzutage bemühen sich, der Zeit den Rang abzulaufen; es ist ein Rasen von heute zu morgen, wie es die Welt nocht nicht gesehen. Ich armer Hinkender komme nicht mit, ich bin schon längst stehen geblieben, wenn möglich sogar rückwärts gekröpelt. Wozu aber auch die furchtbare Eile, wohin zum Teufel will denn alle Welt, wohin? Ich weiss es nicht. Doch scheint mir, am Ende werden die Leute einsehen, dass sie sich mit aller Eile die gegönnte Frist ums Zehnfache verkürzt haben. Aha, schon wird mir klar, was ich will, ich will leben, ich will das Leben als ein Göttergeschenk ansehen (was es ja auch in der That ist) und will es wert halten und schonen; es soll mir eine unerschöpfliche Quelle der Beschäftigung bieten, jede neue Minute soll mir eine ungekannte Seite dieses köstlichen Geschenkes zeigen. Es handelt sich nur darum, wie das anfangen. Ich bin kein Prophet, ich kann nicht vorhersagen, was geschieht, nicht wissen, wie das Ungekannte auf meine Handlungsweise einwirkt. Aber ich kann mir vornehmen, was ich nicht thun will; dazu ist die Vergangenheit da und die Erfahrung. Dieses gestattet mir noch, ihr Horen. Damit ich mich dann gereinigt und befreit eurem Dienste widmen kann.«

»Schon wieder ist ein Tag dahin, kein müssiger zwar, doch wiederum hat er gezeigt, wie wenig die Vorsätze der Menschen gelten. Schon in der nächsten Minute, dass wir den Vorsatz geboren, sündigen wir auch dagegen. So wie unser Erdball sich täglich dem Lichte zuwendet, und sich dann doch wieder abwendet, so bewegt sich auch der Mensch fortwährend im ewigen Kreislauf vom Guten zum Bösen. Soll es denn dem Menschen nie gelingen, das Licht, was er sieht, in unabänderlicher Klarheit zu sehen? Ist der Tag nur dazu da, um der Nacht Platz zu machen?«

»Doch ich glaube fest und unbeirrt, dass, mögen unsere Fehler, Mängel und Schwächen noch so mannigfach und gross sein, mag es uns auch nicht gelingen, dieselben von uns abzuschütteln, ich glaube doch, dass bei einem getreuen Streben ein Gran des Guten erlangt werden muss, und wenn es nur ein Minimum wäre, es ist genug, um im rechten Boden tausendfältige Frucht zu tragen.«

4.

Marées hätte den inneren Erschütterungen, von denen jene Krisis seines Lebens begleitet war, erliegen müssen, wenn er sich nicht zur Arbeit emporgerafft hätte. Dies that er mit seiner ganzen Kraft. Dem Eintritt in Italien folgten lange Jahre einsamen Schaffens, in denen sich die Entwickelung der neugewonnenen Ideale vollziehen sollte. Und nun begann für ihn der eigentliche tragische Konflikt, der Kampf seines dem höchsten Ziele zugewendeten Wollens gegen die Unzulänglichkeit seiner Kräfte. Diesen inneren Feind sollte er niemals überwinden. Schon als ihm seine Aufgabe in ihrer Grösse vor Augen zu treten begann, musste ihm bange werden, ob er sie würde erfüllen können. Es fehlte ihm nicht an Zutrauen zu sich selbst, an Beharrlichkeit, an Mut, alles dem einen Zwecke zu opfern; aber war ihm die Erkenntnis nicht zu spät geworden? Besass er die Kraft, nicht nur die äusseren, sondern auch die inneren Schwierigkeiten zu überwinden, die daraus entsprangen, dass er einem falschen Bildungsgange unterworfen gewesen war, dass er auf kein entgegenkommendes Verständnis, sondern nur auf Widerspruch und Widerstand rechnen konnte? Gehörte er zu den Glücklichen, die, unbekümmert um das, was um sie herum vorgeht, nach nichts anderem streben, als darnach, sich selbst genug zu thun, und die auch so veranlagt sind, dass sie ihre stetig fortschreitende Entwickelung in klaren und vollendeten

Leistungen zum Ausdruck zu bringen vermögen? Oder gehörte er zu jenen grossen Naturen, die sich unbedingt Platz zu schaffen vermögen, deren Kräfte zu wachsen scheinen in dem Kampf, den sie gegen den zähen Widerstand des Irrtums, der Mittelmässigkeit, der Gleichgültigkeit zu führen haben? Wenn er sich Rechenschaft gab über sich selbst, über die Mittel, die ihm zu Gebote standen, um sein Lebenswerk zu vollbringen, so mochte er sich wohl manchmal verzweifelnd eingestehen, dass er einen Kampf beginne, aus dem er nicht als Sieger hervorgehen werde. Wer mochte im Grunde mehr als er selbst die inneren Hindernisse erkennen, an denen seine Leistungen scheitern mussten, noch ehe der Prozess künstlerischer Gestaltung bis zu einem klaren überzeugenden Abschluss durchgeführt war. Wenn er dem Widerstande der Welt das Bewusstsein höherer Einsicht entgegenzusetzen hatte, so versagte ihm doch die Kraft, diesen Widerstand zu brechen. Er verzehrte sich im Kampfe gegen die Mängel der eigenen Begabung, und da wo der Kampf, nach aussen gewendet, eine befreiende Wirkung hätte haben können, sah er sich auf sich selbst zurückgewiesen. Er war sich mit Recht bewusst, dass er in wesentlichen Dingen mit denen in die Schranken treten könne, die er als seine Vorbilder verehrte; er kannte die Überlegenheit seines Strebens über die Irrgänge seiner Zeitgenossen; er fühlte seine Zugehörigkeit zu dem Reiche ächter und grosser Kunst; und dass ihn die Natur, die ihm so viel gegeben hatte, von der Schwelle dieses Reiches doch immer und immer wieder zurückwies, das machte sein Schicksal zu einem tragischen.

Wer sein rastloses Schaffen in diesen langen Jahren nur einigermassen verfolgen konnte, der musste erstaunen über den Reichtum der bildnerischen Gestaltungen, die unter seinen Händen entstanden; eine ganze Welt der Phantasie that sich auf und Bild auf Bild trat in der Herrlichkeit unmittelbarer Erfindung hervor. Und alles dies sah man wieder verschwin-

den, zu Grunde gehen. Unter denselben Händen, die alle diese Schöpfungen so leicht an das Licht hervorriefen, verdunkelte sich allmälig wieder deren Klarheit; anstatt sich immer grösserer Vollendung zu nähern, schienen sie sich immer weiter von einer solchen zu entfernen; ihr Urheber verliess sie, um an neuen Entwürfen das alte Spiel immer von neuem zu wiederholen. Er musste schwer unter einem inneren Zwiespalt leiden; das feste Vertrauen auf ein endliches Gelingen gab ihm die erhebende Kraft zu immer erneuter Thätigkeit und immer wieder sah er sein Selbstvertrauen zu schanden werden. Dieser Zwiespalt hat sein Dasein von jener Zeit an, als er in Italien sich zuerst seines künstlerischen Berufes in vollem Masse bewusst wurde, bis zu seinem Ende beherrscht. Hier lag das eigentliche Geheimnis seines Lebens. Viele sind ihm im Laufe dieser Zeit nahe getreten, auf viele hat seine bedeutende Persönlichkeit, sein anregender Verkehr dauernde Wirkungen ausgeübt; viele haben sich der seltenen Eigenschaften seines Charakters, seiner reichen und vielseitigen Begabung erfreut: nur wer in jenen tiefsten Grund seines Lebens eingedrungen war, durfte sich rühmen, ihm innerlich nahe getreten zu sein. Er hat in späteren Jahren oft darüber geklagt, dass gerade er, der so sehr zur Heiterkeit und zum Lebensgenuss bestimmt sei, dazu verurteilt schiene, die Rolle eines Unzufriedenen und Entsagenden zu spielen. Alle, die ihn kannten, wussten es aus Erfahrung, dass er sich gern den heitersten Stimmungen hingab, dass er übermütiger Ausgelassenheit fähig war; gleichwohl blieben sie sich immer bewusst, dass Frohsinn und Lebensfreude nicht die Grundstimmung dieser Natur bildeten; ihrem Blick enthüllte sich nur zu oft ein tiefer Ernst und der Druck eines schweren Schicksals.

Wenn Marées auch wenig geneigt war, über die Vorgänge in seinem Inneren zu sprechen, so kommen doch in seinen Briefen ab und zu Äusserungen vor, die einen Blick

gestatten in die seelischen Kämpfe, denen er ausgesetzt war. Ich lasse hier eine Reihe solcher Briefstellen folgen; dieselben verteilen sich auf eine lange Reihe von Jahren und reden eindringlicher, als alle Schilderungen.

»Auch gäbe es wohl manche Entschuldigung für mein absonderlich scheinendes Wesen. Vor allen Dingen befinde ich mich ja in einem fortwährenden Kampfe zwischen Tod und Leben, den ich auskämpfen will, muss und wahrscheinlich auch kann. Von äusserlichen Dispiaceri zu sprechen, ist nicht meine Art, obwohl ich deren genug habe; aber der Hauptfeind des inneren Glückes steckt in mir selbst, das kann ich nicht verhehlen. Empfänglich, empfindlich und reizbar, habe ich in den letzten Jahren immer auf und nieder geschwankt zwischen Begeisterung, Selbstvertrauen, Überzeugung, Schwarzsehen und gar Verzweiflung. Ich muss mich in allen diesen Dingen mässigen, wenn ich in den sicheren Hafen laufen will und ich glaube auch schon Fortschritte in dieser Beziehung gemacht zu haben. Es ist wahr, um das Beste zu leisten, (und zwar will ich nicht mehr als das, was in meinen Kräften steht, aber das ganz) bedarf es eines steten Zusammenraffens und einer fortwährenden Vorstellung des Besten, um ohne Selbsttäuschung handeln zu können. Es ist der Weg, der zur Erkenntnis führt, aber er ist sauer. Freilich kann man mir nicht mit Unrecht vorwerfen, dass ich die natürliche Wirklichkeit zu sehr über meinen Bestrebungen aus den Augen gelassen habe. Verteidigen kann ich mich nicht, aber auch nicht ändern; an ein rückwärts will und kann ich nicht denken; und wenn man mir mit dem Tode drohen wollte, ich könnte mich nicht ändern. Aber die Folgen werde ich, denke ich, wie ein Mann ertragen; und erreiche ich nur einen kleinen, kleinen Teil meines Wollens, so beweist das denn doch schon, dass ich auch mit beiden Füssen in der Wirklichkeit stehe und kein sentimentaler Träumer bin. Das

Wörtchen »fast« muss ich streichen können, dann habe ich schon etwas. Die dazu nötige Beharrlichkeit und Entschlossenheit besitze ich. Mein Mut nimmt zu statt ab, und zugleich, was auch etwas wert ist, meine Gesundheit. — Ich habe Zeiten, wo ich die Einsamkeit über alles liebe, weil ich gerade in ihr am besten verkehren kann mit denen ich sympathisiere. Erinnerung und Phantasie, die eng zusammenhängen, werden in ihr lebendig. Die wahre Produktion ist die Quintessenz des Erlebten und Erfahrenen. Wem dies gelingt, der lebt zweimal, was bei diesem kurzen Leben doch nicht übel ist, und wem es gelingt, dies mit der höchsten Kraft und allgemein verständlicher Art zu thun, der lebt fort in seinen Werken.«

»Meine Illusionen kennen Sie ja; es sind die eines Menschen, der von frühester Jugend sich in den schwersten Kämpfen mit seiner Umgebung, mit sich selbst und mit der Existenz befand, der äusserlich verhärtet, doch noch empfindsam genug ist.«

»Und wenn ich lerne, mich mit Ruhe in die wirkliche, greifbare Welt zu schicken, so wird auch meine Thätigkeit von dem Erfolge gekrönt werden, wie ihn gerade nicht der Ehrgeiz, sondern (sozusagen) das Herz wünscht.«

»Es handelt sich ja auch nicht darum, von der Welt eine Genugthuung zu erhalten, sondern so viel wie möglich sich selbst genug zu thun.«

»Doch Mut, was kann alles Kopfhängen helfen. Freiwillig würde ich mich erst dann diesem Dasein empfehlen, wenn es mir nicht mehr erlaubt und in keiner Weise möglich

wäre, meine Bemühungen zum Abschluss zu bringen. Man muss Ausdauer und Beharrlichkeit allerdings bis zum Unglaublichen üben können, sonst ist man eines hohen Zieles nicht wert. Auch so nur ist es möglich, scheinbar Unmögliches möglich zu machen. Ausser meinen wenigen wirklichen Freunden und meinem alten Vater ist niemandem an meinem Schicksal etwas gelegen, und sollten meine Sachen jemals schief ausgehen, so trifft es doch nur mich, und das ist ein grosser Trost.«

»Mir wird es schwer, die Folgen der Vergangenheit zu überwinden und auszulöschen, und doch hängt davon bei mir die einzige Möglichkeit einer Zukunft ab.«

»Was Du von M. schreibst, freut mich sehr; ich wünsche ihm, so wie jedem, der sich nicht so machen will, wie die Welt es haben will, glücklichen Erfolg. Die Welt, die Gesellschaft, oder wie man es auch nennen will, duldet es nämlich nicht, wenn einer über sie hinausstrebt, und wehe dem Unglücklichen, der es thut. Denn keine seiner allen Menschen gemeinen Schwächen wird ihm ungestraft dahingehen. Das Gute, das doch alle Fehler gut macht und überdauert (sei es noch so klein), wird ja selten und nur spät anerkannt.«

»Die Zeiten sind schlecht, und die Kunst wird immer mehr brach liegen. Und leider liegt fast die einzige Hoffnung für eine bessere Zukunft derselben darin, dass sie in dem heutigen verrotteten Geschmack und albernem Dilettantismus gänzlich ersticke. Das Unkraut ist zu hoch aufgeschossen, als dass gesunde Keime gesehen und gepflegt werden könnten.

Die gänzliche Beziehungslosigkeit zur Aussenwelt wirkt

allerdings lähmend genug und untergräbt die Thatkraft. Immer wieder von neuem bedarf es eines heldenmütigen Elans, immer wieder entrollt der tückische Marmor. Wenn unter solchen Umständen ähnlich Gesinnte sich nicht gegenseitig fördern und halten wollten, so wäre das Unglück wirklich gross, und man möchte Hoffnung und Arme sinken lassen. Und doch sind leider auch von dieser Einsicht nur wenige durchdrungen.«

Bei einem vorübergehenden Aufenthalt in Deutschland schreibt er:

»Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie sehr mich alles, was ich bis jetzt von Deutschland gesehen habe, verstimmt. Wie erbärmlich ist das Treiben der Menschen, wenn man es in der Nähe besieht, in wie engen Kreisen bewegt sich ihr Dichten und Trachten und wie hasten und eilen sie sich, um aus einem unerträglichen Zustand in den andern zu gelangen. — Der uns umgebenden Hast und Ungeduld muss man um so grössere Ruhe und Geduld entgegensetzen, und einen Vorsprung hat man ja doch vor den Eilenden, wenn man keinen Phantomen nachjagt, sondern weiss, dass Sympathie das einzig reelle Gut ist, welches ein Mann erringen kann.«

Ebenfalls aus Deutschland:

»Hier in der Heimat fühle ich nur, dass ich heimatlos bin. Eine gute Dosis Mut und Unerschrockenheit, das ist das Kapital, mit dem ich mich aufs neue in das Schiff meines Berufes wage.«

Dann wieder aus Rom:

»Ihr Brief bestärkt mich ungemein in dem Entschlusse, immer reiner und grösser in der Gesinnung zu werden. Davon hängt denn doch eben alles ab, denn die Gesinnung ist es,

die das Thun der Menschen lenkt, und in dieser kann man sich wirklich vervollkommnen. Ich für mein bescheidenes Teil weiss wenigstens, dass sich meine Kräfte immer nach dieser Seite hin zu konzentrieren bestrebt sind; wie mich denn freilich meine eigene äussere Lage immer wieder in diesen Weg drängt. Um zu annäherndem Künstlertum zu gelangen, wie mühsam muss man sich zwischen impotentem Epigonentum und unüberlegtem Virtuosentum durchdrängen! Auch sehe ich fast alle, von denen es sich überhaupt verlohnt zu reden, bald nach der einen, bald nach der andern Seite schwanken.«

»..... es ist etwas in mir, was mich immer und immer wieder über jeden traurigen Zustand erhebt. Und dieses Etwas ist nichts anderes, als meine unmittelbare Beziehung zum Reiche der Erscheinung, wenn auch nicht ein Verstehen, so doch ein fortwährendes Fühlen und Ahnen des Göttlichen, oder wie mans nennen will, in der Schöpfung. Darum kann ich auch, und wenn die ganze Welt den Kopf dazu schüttelt, still und geduldig meinen Weg gehen, und es däucht mir wohl der Mühe wert zu sein, dass auch einmal einer sein ganzes volles Dasein diesem Nachgehen hingebe. Die Gunst oder Ungunst der Zeiten kommt dann gar nicht mehr in Betracht; die endliche Errungenschaft wird von nicht abzusehender Wirkung sein, nicht von geräuschvoller, sondern positiver, folgenreicher. Mit einem Wort, ich sehe ein endliches Ziel, mag es nun nahe oder fern sein, das gilt ganz gleich; es handelt sich zunächst nicht darum, es zu erreichen, sondern sich ihm zu nähern, ja es genügt schon, den ernstlichen Willen zu haben, sich demselben zuzuwenden.

Da wo die Natur am nachdrücklichsten wirkt, tritt sie bei näherer Untersuchung äusserst bescheiden auf. (Die Natur ist immer bescheiden. Hamlet.) Und doch geht sie auch beim kleinsten Dinge mit voller ganzer Kraft zu Werke.

Wer den Sinn dieser beiden Dinge erkennt, der wird mich auch richtig beurteilen und wohl einsehen, wie aufrichtig ich mich bemühe, in jeder Weise den Andeutungen, die mir die Natur gibt, zu folgen.

— Ich habe in Wahrheit kein Bestreben, mich hervorzuthun, aber das vorhandene Kapital zu erhalten und womöglich mit Wucher zu hinterlassen halte ich für Pflicht. Es ist das freilich nicht so leicht, um so mehr als mit dem jetzt Geltenden und Herrschenden in keiner Weise zu rechnen ist; ja das blose Darandenken schon als absolut verlorene Zeit zu betrachten ist. Der tieferen Einsicht werde ich mich unbedingt beugen, denn ich kann mir nichts Erfreuenderes und Beruhigenderes denken, als einer solchen zu begegnen. Leider stösst man fast allenthalben nur auf Trivialitäten, worauf nur zu antworten man sich schämen muss.«

»Ob Schweigen immer Gold sei, könnte wohl bezweifelt werden.

Doch trotzdem glaube ich, wenigstens in der Erringung der Ruhe fortzuschreiten, die zur Ausübung einer Kunst, die vor allen andern die stille genannt werden kann, nötig ist.

Freilich bin ich überzeugt, dass meine Bestrebungen mich immer weiter aus dem Getümmel des modernen Wirrwarrs entfernen werden; doch ist damit noch nicht viel gewonnen. Wenn man einmal wieder mit Menschen zusammenkommt, überfällt einen eine gelinde Verzweiflung, wenn man sieht, wie sie das, was eigentlich natürlich, was gesunder Menschenverstand ist, nicht sehen wollen. Ich ärgere mich oft, dass ich mit meinen Ansichten nicht mehr hinter dem Zaun halte, umsomehr da ich weiss, dass das, was nicht von momentanem Erfolg begleitet ist, in der Welt als Verrücktheit erscheint. Aber Geduld und immer wieder Geduld.«

»Einen geborenen Künstler würde ich denjenigen nennen, dem die Natur von vorneherein ein Ideal in die Seele gesenkt hat, und dieses Ideal ist es, was ihm die Stelle der Wahrheit vertritt, an das er unbedingt glaubt, und welches zur Anschauung der anderen, sich selbst zum reinsten Bewusstsein zu bringen seine Lebensaufgabe wird. Dieses Wort Ideal ist auch eins von denen, die vielfach missverstanden werden können; ich meine für den bildenden Künstler besteht es zunächst darin, dass sich ihm alles in die Augen fallende in seiner ganzen Fülle, in seinem Wert und als ein unerschöpfliches zeige. Dadurch wird seine Geistesrichtung schon früh bestimmt; demgemäss entwickeln sich die dazu nötigen Eigenschaften, Beschaulichkeit, Nachahmungstrieb, Fertigkeiten u. s. w. auch bald.

Ich erinnere mich noch ziemlich genau, wie mir in meinem fünften Jahre die Welt erschien, und wie ich auch gleich diesen Eindruck bildlich zu resumieren versucht war. Von diesem Zeitpunkt an begannen auch die Störungen. Denn kaum erweckt man Aufmerksamkeit, so stellt sich auch der Einfluss ein, der sich, wenn auch wohlgemeint, doch in den meisten Fällen als eine Mauer zwischen Individuum und Offenbarung stellt.«

»Meinem Lebensprogramm werde ich treu bleiben; und wenn ich auch, wie die Leute es nennen, darüber zu grunde gehen sollte, so geschieht es mit der Fahne im Arm. Doch denke ich an letzteres nicht; vielmehr denke ich, dass mein Verhalten sich selbst rechtfertigen wird. Meine Kräfte sind noch in keiner Weise vernutzt, im Gegenteil drängen sie nach dem natürlichen Ausgangspunkte. Und wenn auch von allen Seiten Hindernisse wie Pilze aus dem Boden wachsen, schliesslich komme ich darüber hinaus. Und wenn ich mich nicht täusche, so hat mir doch ein unablässiger Kampf auch einige praktische Einsicht erworben. Meine Ziele sind keine

gemeinen und erstrecken sich vielleicht über meine eigene unzulängliche Person hinaus. Es wird mir gelingen, auch andere in meine Bestrebungen hineinzuziehen, denn das ist notwendig; und ich habe den Mut, es auf mich zu nehmen, um so mehr als ich mir, soweit es Menschennatur zulässt, einer gewissen Selbstlosigkeit bewusst bin. Vielfach, auch in näheren Kreisen, missverstanden, wohl durch eigene Veranlassung, soll und wird sich doch alles auf- und abklären, dazu lebt man ja. Wenn es auch nicht zu vermeiden ist, dass man öfters ermattet zusammenklappt, es thut nichts, es ist nur Gelegenheit, sich zu grösserer Energie und Kraftentfaltung zu sammeln. Und was begangene Irrtümer anbelangt, wer wäre ohne solche in Kunst und Leben vorgegangen? Das Résumé bleibt, es geht hinauf und vorwärts, wenn auch langsam.«

»Wenn ich bedenke, wie lange es währt, ehe sich Kunstwerke, Resultate, dem Sinne rein erschliessen, um so weniger erschrecke ich vor der Zeit, die in Anspruch genommen wird, ehe sich das Empfundene, Erkannte rein von der Seele ablöst.«

»Ich habe das eigene Geschick, dass eine jede künstlerische Phase bei mir mit dem grössten körperlichen Unbehagen, ja oft mit Schmerzen verbunden ist, wie bei einer schwangeren Frau. So war ich in den letzten Tagen in einem recht unangenehmen Zustand, der mir fast das Leben zuwider machte, wenn mir nicht die Natur dabei aufs neue in erfrischender Weise näher gekommen wäre. Beruhigend wie nach dem Tage das Abendsonnenlicht müssen schliesslich auch Kunstwerke im Leben wirken. Ich werde das erreichen, aber ich darf nicht von der Stange lassen, und muss mir mein Terrain Schritt vor Schritt sichern.«

»Es mag bis jetzt schon so die beste Art gewesen sein, meine Kräfte im stillen zu üben und meine Erfahrungen nach manchen Seiten hin zu bereichern. Bleibts jedoch so, so muss es zur Verzettelung und endlich zur Erlahmung führen. Der Hauptfeind der Kunstausübung bleibt doch immer die Spekulation, und auf die bleibt man doch immer angewiesen, wenn keine äussere Veranlassung zur Herstellung eines Werkes vorliegt. Den bestimmten Anforderungen von Ort und Gelegenheit lässt sich bis zu einem gewissen Grad Genüge leisten, in der alleinigen Konkurrenz mit den Werken der Schöpfung muss man sich ewig als Stümper fühlen, und die eigenen Thaten verwerfen.«

»Ich sehe wohl ein, dass noch ein gewaltig Stück Arbeit vor mir liegt, ehe ich meine Absichten annähernd klar ausdrücken kann. Und ich bin auch eigentlich froh, dass es so ist; was würde einem sonst in so entsetzlicher Isoliertheit Lebenslust und Kraft verleihen?«

»Ich will sie (Not und Trübsal) gern ertragen, wenn ich nur endlich die Peripherie des unglückseligen Kreises, in dem ich mich seit Jahren herumdrehe, durchbreche.«

»Was mich anbelangt, so habe ich, abgesehen von der Wirkung einiger Sciroccotage, keinen Grund zu Klagen, wie es denn mein Bestreben ist, mir letztere überhaupt ganz abzugewöhnen. Würde es mir nur endlich gelingen, aus dem Labyrinth der Irrungen dahin zu gelangen, dass auch andere keinen Grund haben, über mich zu klagen. Oft will es wohl sehr lächerlich erscheinen, dass es, um zu wahrscheinlich höchst einfachen, beschränkten und bescheidenen Resultaten zu gelangen, so grosser Umstände und Umwege bedurfte. Doch

lässt sich mit dem Schicksal nicht rechten, oder vielmehr lerne man, sich immer mehr zusammen zu nehmen.«

»Wenn doch der Wolkenschleier, der sich immer wieder um Stirn und Augen legt, einmal definitiv uud für immer zerreissen wollte! Heute hat man einmal den klaren Blick des Verständnisses, doch es fehlt die Eingebung, das andere Mal ist es umgekehrt. Kurz, ein wahrer Künstler bleibt selbst vor allen Dingen Naturprodukt; das ist der Grund, warum dergleichen so selten sind.«

5.

Anders als in diesen seltenen Augenblicken offenster Mitteilung pflegte sich Marées im persönlichen Verkehr mit seiner Umgebung zu zeigen. Auch seinen näheren Freunden gegenüber trug er die unbedingteste Zuversicht zu dem Gelingen seiner künstlerischen Absichten zur Schau. Die langen Jahre unermüdlichen, entsagungsreichen Ringens und Strebens schienen getragen von der unerschütterlichen Überzeugung dieses endlichen glänzenden Sieges. Er schien beseelt von dem felsenfesten Vertrauen auf die eigene Sache, von der Gewissheit, dass der eingeschlagene Weg der richtige sei, dass das lange Vorbereitete und völlig Ausgereifte schliesslich wie eine Offenbarung wirken werde. So stark war die Kraft seiner Persönlichkeit, dass diese Überzeugung, die man an ihm wahrnahm, zu einer Macht wurde über seine Umgebung. Wer an den seltenen Mann herantrat, der wurde von dieser Macht erfasst, noch ohne von seinen Leistungen etwas gesehen zu haben. Bis in seine letzten Lebensjahre schlossen sich immer von neuem jüngere Künstler an ihn an; sie unterwarfen sich seiner überlegenen Einsicht; sie wunderten sich nicht über die seltsame Erscheinung einer Kraft, die sich zu allgemeiner, grosser

Wirksamkeit berufen glaubte und sich doch selbst in die Einsamkeit verbannte; sie beschieden sich dabei, dass, wer einen so schweren Weg gehe und ein so hohes Ziel vor sich habe, lange Zeit brauche; sie warteten geduldig, aber sie zweifelten nicht einen Augenblick daran, dass der Zeitpunkt kommen werde, wo das Ziel erreicht sei. Und ebensowenig zweifelten sie daran, dass das Werk des Meisters, wenn er es nur selbst für vollendet erklärt habe, mit derselben überzeugenden Kraft auf alle Menschen wirken müsse, mit der schon der Urheber des Werkes auf den Kreis von Menschen wirke, die ihn umgab.

Für denjenigen freilich, der Marées näher kannte, gewann das zuversichtliche Benehmen, das er zur Schau trug, einen besonderen Sinn. Wenn es ursprünglich ein Schutz war gegen die Zudringlichkeit Unberufener, so wurde es allmälig zu einem Schutz vor den Zweifeln an dem eigenen Beruf. Wie hätte Marées jenes Bewusstsein eines mit unzulänglichen Kräften unternommenen Kampfes ertragen sollen, wenn er nicht zu dem Mittel der Selbsttäuschung gegriffen hätte? Wie es ihm gelang, andere zu überzeugen, dass er wirklich der sei, als den er sich ihnen darstellte, so gelang es ihm auch, selbst an sich zu glauben. Oft genug mag er das klare Urteil darüber verloren haben, wo bei ihm die positive Leistungsfähigkeit seiner Natur aufhöre und wo die Illusion über das von ihm Erreichbare und Erreichte beginne. Am merkwürdigsten trat dies vor seinen Leistungen selbst zu Tage. Zwar hielt er lange Jahre sein Atelier verschlossen und gestattete selbst seinen nächsten Freunden keinen Einblick in seine Thätigkeit. Aber es kamen doch Zeiten, wo er sein Atelier selbst Fremden öffnete. Da war es denn unvergleichlich, wie sich aus dem, was sich dem Auge darbot und aus dem, was man aus Marées' Munde hörte, allmälig ein wunderbarer Eindruck entwickelte. Das eine war nicht von dem andern zu trennen. Hatten die Bilder etwas Unfertiges, Übertriebenes, gewaltsam Willkürliches, so verschwand dies alles und man glaubte nur Vollendetes

zu sehen. Marées vermochte mit einer seltenen Beredsamkeit das, was man sah, als dasjenige darzustellen, was er erstrebt hatte. Nicht nur wurde man durch ihn belehrt, aus der oft seltsamen und befremdlichen Erscheinung das wunderbare Gebilde seiner Phantasie herauszuerkennen; man wurde auch durch seine Worte hinausgeführt über die Unvollkommenheiten, die dem Auge doch nicht verborgen bleiben konnten. Indem der Eindruck der Rede es über den Augenschein davontrug, unterlag man der merkwürdigsten Täuschung und man glaubte, in dem sichtbar Vorhandenen das Geschilderte nun auch wirklich sichtbar zu besitzen.

Es kann darüber gar kein Zweifel obwalten, dass Marées in solchen Augenblicken vollkommen überzeugt war, den vollendetsten bildnerischen Ausdruck für dasjenige erreicht zu haben, wofür ihm der sprachliche Ausdruck in so reicher und eindringlicher Weise zu Gebote stand. Er unterlag selbst der Täuschung, die er in anderen hervorrief. Er drängte mit Macht jenes quälende Bewusstsein eigenen Unvermögens zurück und stand vor sich selbst als der vollendete Meister da, dessen Werke seinen Namen unter die Namen der grossen Künstler einreihen würden.

Einem so eigentümlichen Vorgange gegenüber gelang es denen, die Marées nahe standen, nicht immer, dem Gebote wahrer Freundespflicht ganz gerecht zu werden. Sie hatten doch allmälig die Grenzen einer natürlichen Begabung erkannt, der nach der Meinung des zu immer neuen Leistungen sich Aufraffenden nichts unerreichbar sein sollte. Sie sahen eine Natur übermenschlich ringen mit Schwierigkeiten, deren Unüberwindlichkeit ihnen nicht verborgen geblieben war; sie konnten sich nicht darüber täuschen, dass es Illusionen seien, die diesem Ringen einen endlichen glänzenden Sieg vorspiegelten. Mit Staunen und Bewunderung, aber auch mit Besorgnis sahen sie ihren Freund auf einem gefährlichen Lebensgang. Immer bereit, sich selbst, sein physisches, materielles,

soziales Dasein aufs Spiel zu setzen, hatte er auf dem steilen Weg nach seinen hohen Zielen keine andere Stütze, als den unerschütterlichen Glauben an die eigene Kraft, der es vorbehalten sein müsse, über alle äusseren und inneren Hindernisse zu triumphiren. Wer teil an ihm nahm, musste vor dem Augenblicke zittern, da nach so vielen fruchtlosen Versuchen die Kraft der Selbsttäuschung erlahmen, die Stütze zusammenbrechen würde, die dieses Lebensgebäude gehalten hatte.

Musste es nicht als die heiligste Freundespflicht erscheinen, dem Freunde die Augen zu öffnen, so lange es noch Zeit war, ihn zu befreien aus dem Banne der Täuschung, den Versuch zu machen, ob man ihn nicht auf einen weniger gefahrvollen Weg bringen könne? Schien es doch, als ob schon die Befolgung gewisser praktisch-technischer Ratschläge genügen müsste, um dem immer wiederholten Misslingen der hoffnungsreichsten Unternehmungen für die Zukunft vorzubeugen. Es hat ihm nicht an wohlmeinenden Freunden gefehlt, die ihm rieten, sich zu bescheiden, seine Ziele weniger hoch zu stecken, die Sicherheit des Gelingens höher zu achten, als die Kühnheit des Strebens. Sich solchen Ermahnungen ausgesetzt zu sehen, gehörte für ihn wohl immer zu den bittersten Erfahrungen. Zu entsagen war ihm unmöglich. Er schreibt einmal an einen Freund: »Von Resignation bin ich weit entfernt. Man muss Geduld und Beharrlichkeit wohl von einander unterscheiden. Ersteres ist eine Weibertugend, die andere aber meiner Ansicht nach die männlichste der männlichen Eigenschaften. Ohne ein bestimmtes, wenn auch oft fernes Ziel, ist sie nicht denkbar, ohne die Kraft, alles Dazwischenliegende zu ertragen, nicht ausführbar. Viele lachen über dergleichen und meinen, das klügste sei den Augenblick zu nützen; diese bedenken nicht, dass sie selber auf diese Weise von der Zeit vernutzt werden, ehe sie es gewahr werden, und ihr Leben arm und gewöhnlich dahinfliesst. Wenn aber der Beharrliche sich endlich langgehegten Absichten nähert, fängt für ihn eine zweite Jugend an,

und erreicht er sein Ziel auch nicht, so hat er doch nicht wie eine Bestie gelebt.«

Schroffere Zurückweisungen konnten nicht ausbleiben und Missverständnisse mussten sich zwischen ihn und seine Freunde drängen. Diese empfanden es schmerzlich, wenn sie mit all' ihren Bemühungen sich nur den Vorwurf zuzogen, einer strebenden, hochfliegenden Natur ihren ohnehin schwierigen Weg durch kleinmütige Bedenken noch mehr zu erschweren. Und doch hatte derjenige recht, der diesen Vorwurf erhob. Denn man missverstand ihn und das ist das grösste, wenn auch das tagtägliche Unrecht, was der Mensch dem Menschen zufügt. Was man jenem rastlosen Kämpfer aus dem Schatze der eigenen Einsicht, der eigenen Erfahrung sagen konnte, das hatte er sich selbst oft genug gesagt; aber er wusste auch, dass er sich die Erfüllung gewisser Forderungen, die seine Einsicht stellen musste, nicht abzwingen konnte. Was ihm zu leisten beschieden war, konnte er nur leisten, wenn er sich die Grenzen seines Könnens nicht immer vor Augen hielt. Es musste ihn zur Verzweiflung bringen, wenn gerade seine Freunde die wunden Stellen seines Inneren aufrissen und die Illusion, die ihn schützend umgab, zu zerstören suchten. Zu dem ausserordentlichen Kraftaufwand, den seine Thätigkeit erforderte, kam auch noch die peinliche Aufgabe, die Lebensbedingungen fortwährend verteidigen zu müssen, unter denen allein ihm sein Schaffen möglich war.

Hätten Marées' Leistungen keinen Anspruch darauf gehabt, für etwas Aussergewöhnliches zu gelten, so würde man einem Dasein, welches einer beständigen Täuschung über den eigenen Wert unterlag, keinen Anteil haben widmen können. Grundlose Illusionen verfallen der Lächerlichkeit. Aber es fehlte Marées thatsächlich nur wenig, um sich den grossen Künstlern vergangener Zeiten anreihen zu dürfen. In ihm schien die Natur alle die köstlichen Elemente vereinigt zu haben, aus denen sich eine ächte und bedeutende künstlerische

Erscheinungen zu entwickeln vermag. Dass er nicht dazu bestimmt war, sich zu einer vollendeten, abgeschlossenen Persönlichkeit auszugestalten, das benimmt seinen Werken mit allen ihren Absonderlichkeiten und Mängeln doch nicht ihren hohen bedeutungsvollen Wert. Inmitten einer Zeit äusserlicher Kunstübung bot er das Beispiel einer unmittelbaren Beziehung zur Natur; er stand ganz und voll auf dem Boden, aus dem allein wahre Kunst emporwachsen kann. Wer ihn recht verstand, der erwartete die Rechtfertigung seines Thuns nicht erst an einem schliesslich zu erreichenden Resultate: in seiner merkwürdigen Thätigkeit selbst, die in immer erneuten Anläufen einem Ziele zustrebte, das zu erreichen ihr nicht bestimmt war, lag seine ausserordentliche Bedeutung.

6.

Will man den Inhalt der Thätigkeit bezeichnen, die Marées entwickelte, seit er auf italienischem Boden weilte, so muss man sagen, dass er unablässig bemüht war, eine Form zu finden, in der sich ein künstlerisches Verhältnis zur Natur unmittelbar aussprechen konnte. Er schreibt einmal an einen Freund: »In Dichtung und Kunst handelt es sich darum, das Bedürfnis des Publikums, wohlverstanden nicht die Anforderungen, zu befriedigen. Alle wahrhaft grossen Geister sind allerdings diesem Bedürfnis stets zuvorgekommen und darum wirkten sie überraschend. Man sollte übrigens glauben, wir müssten das glücklichste Zeitalter haben, da keinem vergangenen so viel Ergötzliches geboten war; doch das Glück liegt nicht im Genuss, sondern in der Mitteilung desselben. Schon viel wäre gewonnen, wenn erst die Tonart, in der der Gesang angeschlagen werden soll, gefunden wäre. Wenn es nur gelingt, diese zu finden, so haben wir schon viel gethan.« Den Anforderungen des Publikums sah er nahezu die gesamte künstlerische Bethätigung zum Opfer fallen; das tiefliegende

Bedürfnis der Menschen, das wusste er, konnte nur erweckt werden, wenn abseits von jenen Anforderungen eine ganz neue Welt der Gestaltung sich bildete.

Blickte er zurück auf die beiden Kunstgebiete, die ihm in Italien so nahe traten, das antike und das der Renaissance, so sah er auf jedem derselben den ungeheuren Reichtum der Hervorbringungen einem grossen gemeinsamen Zuge untergeordnet. In aller Verschiedenheit der Erscheinungsweisen sprach sich eine bestimmte, überall wiederzuerkennende Beziehung zur Sichtbarkeit der Dinge aus. Er musste die Künstler jener Zeiten beneiden, die inmitten einer so ausgeprägten Tradition aufwachsend, gleichsam mit der Muttersprache den unmittelbaren bildnerischen Naturausdruck erlernt hatten, in dem ihr Darstellungsvermögen sich entwickeln sollte. Er gewahrte, wie sie im sicheren Besitze einer bestimmten Formensprache vor der Welt doch immer wieder wie vor einem neuen Problem gestanden hatten; es enthüllte sich ihm eine im höchsten Sinne besonnene und doch zugleich von dem frischesten Naturgefühl durchdrungene Thätigkeit. Wie anders verhielt es sich in seiner eigenen Zeit. Unvorbereitet und ratlos standen die Künstler vor der Natur im allgemeinen und vor ihrer Aufgabe im besonderen. Selbst die besten Leistungen blieben planlose und zusammenhangslose Versuche; auch den hervorragenden Begabungen war es unmöglich, nur annähernd die überlegene Meisterschaft zu erlangen, zu der doch selbst mässige Talente in jenen glücklichen Zeiten gelangt waren. Alles musste sich darum handeln, nur erst wieder an einen Anfang zu kommen, von dem aus eine neue, grosse, zusammenhängende Entwickelung des künstlerischen Gestaltens möglich sei. Das war es, was Marées meinte, wenn er von der Tonart sprach, in der der Gesang angestimmt werden müsse. Und zugleich war ihm klar, dass es mit der Erlernung jener alten Kunstsprache nicht gethan sei, dass man den neuen Wein nicht in die alten Schläuche fassen könne. Ihm bestand die Kunst nicht in vorhandenen

Kunstformen; sie war ihm eine Thätigkeit, die nur dann wahres Leben besass, wenn sie sich in selbständigen Äusserungen unablässig erneuerte. Er fühlte sich jenen Alten verwandt, weil er den Sinn ihrer Thätigkeit verstand, weil er den geheimnisvollen Weg erkannt hatte, auf dem jene von dem gemeinsamen Ausgangspunkte aus gerade zu ihren Kunstgebilden gelangt waren; er wusste, dass eine Wiedergeburt der Kunst nur möglich sei, wenn man in gleicher Weise nach nichts anderem trachte, als darnach, den Reichtum der Eindrücke im Kunstwerke zu dem Ausdruck bestimmter Vorstellungen zu entwickeln. Aber er war sich auch bewusst, dass er, wenn auch mit dem gleichen Verlangen, doch als ein anderer der Welt gegenüberstehe; mit anderen Augen blickte er in das Reich der Erscheinungen, und der künstlerische Ausdruck, der für ihn die Bedeutung eines lebendigen Naturbesitzes gewinnen sollte, musste sich in einer ganz neuen individuellen Gestalt darstellen. Was ihn zu einer so aussergewöhnlichen Persönlichkeit machte, war nicht nur, dass er inmitten allgemeiner Verwirrung die Hauptaufgabe alles künstlerischen Gestaltens mit dem sichersten Instinkte herausfand, sondern auch, dass er vermöge der Selbständigkeit seines Wesens der unerschöpflichen Natur gleichsam ein neues Geheimnis abgewann. Die Gebilde, die unter seinen Händen entstanden, wirkten auf andere wie eine neue Naturoffenbarung. Es war die Arbeit seines Lebens, jenen anfänglich noch dunklen Drang in unablässig gestaltender Thätigkeit zu immer klarerem und reiferem Ausdruck zu entwickeln. Nur wer seine immer erneuten Versuche von diesem Standpunkt aus betrachtet, kann ihnen trotz des Mangels an Vollendung, an dem sie alle leiden, gerecht werden.

Marées befand sich mit der Aufgabe, zu deren Lösung er sich berufen fühlte, vor einer eigentümlichen Schwierigkeit. Jedes Werk der bildenden Kunst leidet an der Zweideutigkeit, die ihm sein doppelter Inhalt, sein künstlerischer als bildnerischer

Naturausdruck und sein stofflicher als Darstellung eines Gegenstandes oder Vorganges verleiht. Solange ein gesteigertes Kunstleben den künstlerischen Rücksichten ihr unbedingtes Vorrecht wahrt, ist dies für den Schaffenden bedeutungslos; er wird mit gleicher Bereitwilligkeit jedes Stoffgebiet ergreifen, weil er auf jedem mit der gleichen Freiheit seinen Zielen nachzugehen vermag. In unserer Zeit dagegen wenden sich gerade die ernsten Begabungen — ich nenne nur Männer wie Feuerbach, Böcklin, Thoma — von der Darstellung alles dessen ab, was das Zeitinteresse fordern würde. Es ist dies nur zu begreiflich, wenn man bedenkt, dass heutzutage die Produktion von der Forderung gegenständlicher Darstellung beherrscht wird. Die Zeit verlangt die Beteiligung der Kunst an allen ihren Aufgaben, ohne weiter darnach zu fragen, wie die Kunst dabei ihren eigenen Aufgaben gerecht werden kann; sie nimmt die Unfähigkeit in ihren Dienst, die zufrieden ist, wenn sie um des Inhalts willen ihren anspruchsvollen Leistungen den Schein einer Bedeutung geben kann. Die Kunst, die sich um ihrer selbst willen entwickeln möchte, sieht sich unwillkürlich von den Lebensgebieten verdrängt, die sich ihr ungesucht darbieten würden. Diess musste auch Marées an sich erfahren; die Jahre waren längst für ihn vorüber, in denen er es unternommen hatte, »Schill's Tod« zu malen. Die Gebiete, die ihn nun zur Gestaltung anregten, weisen darauf hin, dass er nach Befreiung von stofflicher Bedingtheit trachtete. Die antike Welt, einzelne Erzählungen der Bibel, die Gestalten gewisser Heiligen, wie des hl. Georg, des hl. Hubertus, des hl. Martin, waren es, die seine Phantasie beschäftigten. Gegenstände wie »Urteil des Paris«, »Paris und Merkur«, »Raub der Helena«, »Amazonenschlacht«, »Raub der Sabinerinnen«, »Narciss«, spielten eine Zeitlang eine besondere Rolle in seinen Plänen und Entwürfen. Dann ist es wieder »Die »keusche Susanna«, die Erzählung aus der Apostelgeschichte von dem Apostel Philippus und dem Kämmerer aus Mohrenland, die ihn anziehen. Es sind

lauter Vorwürfe, bei denen das Interesse an dem sogenannten Inhalt der Darstellung, d. h. an dem, was nicht in der Darstellung enthalten ist, sondern sich nur von ihr aussagen lässt, auf ein äusserst geringes Mass herabgedrückt erscheint.

Immerhin muss es als eine Art Notbehelf angesehen werden, wenn der Künstler, um nicht dem gegenständlichen Interesse zu verfallen, Vorgänge darstellt, die vergangenen Epochen des Culturlebens angehören; wenn er auch innerhalb solcher Stoffgebiete eine grosse Freiheit der Bewegung hat, so erweckt er durch seine Darstellung im Beschauer doch unwillkürlich das Bedürfnis, jene vergangenen Welten zu neuem Leben erweckt zu sehen; er selbst wird sich von dem Versuch einer künstlichen Zurückversetzung in vergangene Denk- und Empfindungsweisen nicht freihalten können, und da er nun doch einmal ein Kind seiner Zeit ist, so wird eine Art von Unwahrheit entstehen, eine Verkleidung, die wiederum dem unmittelbaren Naturausdruck hinderlich ist.

Marées mochte dies empfinden und so verliess er auch diese Gebiete mehr und mehr, um sich eine ganz unabhängige Phantasieform zu schaffen, in der er seine eigenste Naturanschauung zum Ausdruck bringen konnte. Dies hat unbedingt den Mittelpunkt seines Schaffens gebildet; hier erscheinen seine Kräfte zur höchsten Leistung angespannt, seine Werke werden hier am bedeutungsvollsten.

Auch andere Künstler suchen und finden wohl ihre Befriedigung darin, ihr Darstellungsvermögen in den Dienst einer Einbildungskraft zu stellen, die über die gegebene Wirklichkeit hinausgeht. Es gibt unter ihnen höchst merkwürdige und anziehende Erscheinungen; angeregt von einem innigen Naturgefühl, bilden sie scheinbar im Sinne der Natur weiter und führen unserem Auge Gestalten und Vorgänge vor, durch die uns das Reich des Vorhandenen erweitert erscheint. Aber einesteils laufen sie Gefahr, sich in Sonderbarkeiten und Phantastereien zu verlieren, anderenteils treiben sie doch nur ein

etwas launenhaftes und willkürliches Spiel mit Bruchstücken, die sie zu ihren besonderen Zwecken der Natur entnehmen. Wenn Marées sich von dem, was im gewöhnlichen Sinne des Wortes Wirklichkeit heisst, entfernte, so geschah dies in einem ganz anderen Sinne. Er war sich vollkommen bewusst, in dem, was er zu gestalten suchte, weder in platt-realistischer Weise einen unmittelbaren Natureindruck wiederzugeben, noch auch die Natur phantastisch umgestalten zu wollen. »Phantastische Gebilde willkürlich aneinander reihen« sagt Schiller, »heisst nicht ins Ideale gehen und das Wirkliche nachahmend wieder bringen, heisst nicht die Natur darstellen.« Und ferner »der Künstler kann kein einziges Element aus der Wirklichkeit brauchen, wie er es findet, sein Werk muss in allen Teilen ideell sein, wenn es als ein Ganzes Realität haben und mit der Natur übereinstimmen soll«. Marées hatte es wohl begriffen, dass es doch nur etwas Handwerksmässiges sei, aus dem Studium des einzelnen Naturvorbildes unmittelbar zur Darstellung überzugehen. Wo die künstlerische Thätigkeit darauf hinauslief, in der Wiedergabe einzelner Naturvorwürfe bis zur äussersten Vollendung zu gelangen, da fand er in einer so beschränkten Unterwerfung unter das Vorbild einen nicht geringeren Mangel an wahrer Kunst, als in der so üblichen Missachtung des Naturstudiums zu gunsten irgend eines Gedankeninhalts oder eines sogenannten Schönheitsideals. Man konnte in seinem Atelier oft Mengen von Aktzeichnungen auf dem Boden liegen sehen; sie hatten, nachdem er sie einmal gemacht hatte, keinen Wert mehr für ihn; er vernichtete sie, um neuen Platz zu machen. Sobald er daran ging, das Bild der Natur, was in ihm aus einer reichen, innigen, verständnisvollen Anschauung entstand, bis zum malerischen Ausdruck zu entwickeln, da musste er sich vor allem von dem Zwang frei machen, den das einzelne und direkte Vorbild auf die schaffende Thätigkeit ausübt. Er fühlte, dass er zu der Natur in einem besonderen nur ihm eigenen Verhältnis stehe, er suchte nach einer Form

für das, was ihm der Inhalt der Natur war und diese Form konnte er nur auf dem Wege des bildnerischen Schaffens finden. So enthüllte sich ihm die Wahrheit, dass der Mensch zum höchsten Ausdruck der Realität nur durch schöpferische, ideale Gestaltung gelangen kann. In wessen Seele aus den tief empfundenen Anregungen, die auf Schritt und Tritt aus der umgebenden Welt auf ihn eindringen, sich das Bedürfnis entwickelt, ein Bild zu finden, in dem er zu einer Vorstellung dessen gelangen könne, was ihm die sichtbare Natur ist, der befindet sich recht eigentlich auf dem Weg, der von der Natur zur Kunst führt. In der Gestaltung, in der er den Reichtum und die Tiefe seines Verhältnisses zur sichtbaren Welt entwickelt, liegt, ohne dass etwas in der Wirklichkeit gefunden werden könnte, was dem Bilde unmittelbar entspräche, die eigentliche Wahrheit, zu der der Eindruck der Natur, sofern sie sichtbare Erscheinung ist, erhoben zu werden vermag. »Jede Form, auch die gefühlteste, hat etwas Unwahres, allein sie ist ein für allemal das Glas, wodurch wir die heiligen Strahlen der verbreiteten Natur an das Herz des Menschen zum Feuerblick sammeln.« (Goethe.)

Indem Marées seinem künstlerischen Ausdrucksbedürfnis eine Form suchte, die von keinerlei gegenständlichem Inhalt bestimmt war, that er einen neuen Schritt; er erhob sich über das hergebrachte Dienstverhältnis, in dem der bildende Künstler zu allen möglichen Gebieten menschlichen Empfindens, Denkens und Handelns steht, er machte die Kunst zu einem ganz unzweideutigen Ausdruck sichtbarer Wirklichkeit und stellte sie damit als etwas Selbständiges, sich selbst Genügendes neben die anderen grossen Bethätigungsarten des menschlichen Geistes. Ob er in diesem Bestreben je Nachfolge finden wird, wer kann das wissen? Die Welt folgt nur selten dem Wege, auf dem sich der Einzelne von der Verworrenheit zur Klarheit durchringt. Und doch könnte die Kunst nur so zu ihrer reinen Gestalt gelangen; alle die Missverständnisse über die ihr inne-

wohnenden Empfindungs- und Bedeutungswerte würden sich zerstreuen und sie würde nur in ihrem ureigenen Ausdruckswert als die Sprache, in der der Mensch die Sichtbarkeit der Natur unmittelbar auszusprechen vermag, gehandhabt und verstanden werden.

7.

Freilich würde die blosse Thatsache, das Marées einen so neuen und selbständigen Weg eingeschlagen hat, noch nicht genügen, um ihm eine hervorragende Bedeutung beizumessen. Diese kann sich nicht aus der allgemeinen, sondern muss sich aus der besonderen Art seines Schaffens ergeben. Hier aber kann selbst die Anschauung der noch von ihm vorhandenen Werke nur eine ungenügende Vorstellung geben. Seine Ziele waren keine naheliegenden, richteten sich nicht auf einzelne bestimmte Werke. In der Art seines Schaffens lag es, dass er viele Versuche wieder vernichtete und nach immer neuen Arten des Ausdrucks suchte. Nur wer mit ihm gelebt hätte, würde diesen unablässigen Kampf haben beobachten können, durch den sich eine wunderbare Naturanschauung in immer neuen Wandlungen zum Dasein empordrängte. Von allen seinen Freunden hat ihn doch keiner mehr als eine Strecke weit auf seinem Weg begleitet, Niemand vermag sich Rechenschaft über alle die einzelnen Phasen seiner grossen Lebensarbeit zu geben. Das, was uns jetzt noch zugänglich ist, was oft nur ein Zufall erhalten hat, was uns bald unfertig, bald in einem Zustand absichtlicher Entstellung vorliegt, vermag uns nur entfernt anzudeuten, welcher bedeutende Gestaltungsprozess hier durch innere und äussere Missstände an einer freien und grossen Entfaltung verhindert worden ist.

Von den ersten Jahren seines römischen Aufenthalts an entwickelte sich bei Marées aus der Zusammenordnung von meist nackten Figuren in landschaftlichen Situationen eine

eigentümliche Welt künstlerischer Vorstellungen; er stellte sich sofort auf einen unmittelbaren Naturboden und gewann damit den reinen Ausgangspunkt, von dem aus er dem Reiche der Sichtbarkeit beikommen konnte, ohne den Umweg über die Darstellung aller der Verkleidungen zu nehmen, unter denen das Leben die ursprüngliche Gestalt der Dinge zu verbergen pflegt. Dies bildete den Mittelpunkt seines Schaffens; dahin kehrte er wie zu seiner Hauptaufgabe immer zurück; darin fand er die Sprache, in der er unmittelbar seine reichen Naturerlebnisse zum Ausdruck bringen konnte. Er ging dabei scheinbar sehr einfach zu Werke. Seine Landschaften sind von grossem Reiz und doch sucht man in ihnen vergeblich nach Aussergewöhnlichem; Wiesengründe, sanft hügeliges Terrain, mässige Baumgruppen, ab und zu ein Wasserspiegel, eine ferne Berglinie, das ist alles, was er dem Auge vorführt. Zuweilen bereichert er das Bild durch eine architektonische Andeutung, eine Halle oder dergleichen, einen Raum, in dem sich Menschen bewegen können. Seine Figuren drücken kaum etwas anderes aus, als ein ruhiges Dasein; Greise, Männer und Jünglinge, jugendliche Weiber und Kinder in den verschiedensten Zusammenordnungen. Wo er ihre Stellungen motivieren will, da wählt er die einfachsten Verrichtungen; so kehrt in seinen Bildern besonders häufig die Darstellung des Orangenpflückens wieder. Auch Pferde, für die er aus seiner früheren Zeit eine gewisse Vorliebe behalten hatte, fügte er gern in seine Entwürfe ein.

Wer seine Thätigkeit nur einigermassen zu verfolgen Gelegenheit hatte, der musste erstaunen, ein wie reiches Phantasieleben sich in der Verwertung so einfacher Elemente bethätigte; und wer in der Lage war, einen Vergleich zu ziehen zwischen den Versuchen, die ihn in jenen ersten italienischen Jahren beschäftigt hatten, und den Formen, in denen dieselbe unablässig verfolgte Aufgabe in seinen letzten Jahren auftrat, der musste begreifen, dass hier eine Lebensaufgabe

vorlag. Es handelte sich hier, wie schon gesagt, nicht um ein willkürliches Spiel der Einbildungskraft. Marées zeichnete sich durch einen sehr positiven Sinn für die Thatsächlichkeit der Erscheinungswelt aus. Das Wesen der Dinge offenbarte sich ihm in ihrer Sichtbarkeit; mehr als anderen war ihm das sichtbare Vorhandensein wichtig und bedeutend; eine sinnliche Beziehung verband ihn nahe mit der Aussenwelt; er ordnete sich der Natur unter und gab sich ihr hin mit einer weichen Empfänglichkeit, die ihn jede Feinheit wahrnehmen, jeden Reiz empfinden liess. Aber er verfiel nicht in Schwärmerei. Die männliche Kraft seines Wesens zeigte sich darin, dass er dieses reiche Naturleben, das ihn umgab und erfüllte, nun seinerseits zu immer klarerem und erschöpfenderem Ausdruck zu entwickeln bemüht war.

Dieses Ringen, im Kunstwerk den höchsten Ausdruck für die lebendige Wahrheit der Natur zu finden, musste sich in einer doppelten Entwickelung der bildnerischen Thätigkeit darstellen. Einmal nach seite dessen, was man im eigentlichen Sinne Komposition nennen mag. In der nie ruhenden Umbildung der den Künstler beschäftigenden Vorstellungselemente, in ihrer immer neu gesuchten Zusammenordnung zum Bilde war ein beständiger Fortschritt bemerkbar. Die Verarbeitung der Natureindrücke zu einer in sich geschlossenen Gesichtsvorstellung trat mit jedem neuen Versuche bewusster und planvoller zu Tage. Und damit in engem Zusammenhange stand eine andere Entwickelung, die bei Marées eine hervorragende, zugleich aber verhängnisvolle Rolle spielte, die Entwickelung nach seiten der zu erreichenden Illusion. Es ist klar, dass das Kunstwerk, wenn es eine durch den Künstler vollzogene Offenbarung der Natur sein soll, in der Überzeugungskraft seiner Erscheinung mit dem Natureindruck muss wetteifern können. Von Nachahmung ist hier nicht mehr die Rede und die Glaubwürdigkeit des Dargestellten kann nicht an der Übereinstimmung mit einem Naturvorbild gemessen

werden. Das Kunstwerk muss an die Stelle der Natur treten; erst dann werden wir aufhören die Kunst durch die Natur sehen zu wollen; wir werden uns vielmehr der Kunst unterwerfen, damit sie uns die Natur sehen lehre. Marées wendete einen grossen Teil seiner Kräfte, eine staunenswerte Energie darauf, seine Bilder in der Vollendung so weit zu treiben, dass sie die Illusion des Lebens erwecken mussten. Und das war der Punkt, wo er scheiterte. Wem es vergönnt war, die fortschreitende Arbeit Marées' in seinem Atelier zu verfolgen, der wird die Beobachtung haben machen können, dass jedes seiner Bilder ein Stadium erreichte, in dem die Absicht rein und ungetrübt aus ihm hervorleuchtete. Seine Schöpfungen in solchem Zustande zu sehen, war ein grosser Gewinn; es waren Naturoffenbarungen im besten Sinne des Wortes; keinem Natureindrucke vergleichbar, den man selbst hätte erleben können, traten sie einem doch mit der Macht eines Natureindruckes entgegen; aus dem, was sich dem Auge als eine überraschende Erscheinung darbot, eröffnete sich ein ganz neuer Ausblick auf das Reich der sichtbaren Welt, das hier einen so konzentrierten Ausdruck gefunden hatte. Der Betrachter musste wohl wünschen, die Bilder auf diesem Punkte der Entwickelung erhalten zu sehen; die Unfertigkeiten, die ihnen anhafteten, traten vollständig zurück gegenüber den seltenen Vorzügen, durch die sie sich auszeichneten. Dem Künstler selbst aber schwebte ein ganz anderes Ideal von Vollendung vor; was er erreicht hatte, musste ihm nur wie eine Andeutung vorkommen im Vergleich zu der Kraft und Reinheit der Wirkung, die er erreichen wollte. Er sprach oft von der Bescheidenheit und zugleich der Energie, mit der das Naturbild allenthalben wirke; so forderte er auch vom Kunstwerke, dass jede Spur eines anmasslichen Könnens aus ihm getilgt sei; nicht mehr als ein Hervorgebrachtes solle es wirken, gerade dadurch aber die volle Macht einer unmittelbaren Erscheinung erlangen. Er wusste wohl, dass ein langer

Weg nötig sei, um diese Vollendung zu erreichen; das, was von seinen Kunstgenossen gemeinhin Vollendung genannt wurde, dieses Prahlen mit Geschicklichkeiten und Virtuosenkünsten durchschaute er nur zu sehr; er wusste, dass da noch nicht einmal der Anfang des Weges betreten sei, der zu jener wahren Kunstvollendung führe. Wie für ihn selbst, so wurde es zum Verhängnis für seine Bilder, dass ihm die Kraft gerade da versagte, wo das Letzte, Höchste hätte geleistet werden sollen. Aus unermüdlichen Überarbeitungen gingen die anfänglich so herrlichen Gebilde, statt in überzeugender Vollendung, doch häufig nur entstellt hervor.

Ohne auf Marées' Thätigkeit im einzelnen eingehen zu wollen, so muss doch hier erwähnt werden, dass sich allmälig aus seinen mannigfachen malerischen Versuchen ein bestimmtes Thema entwickelte, in dessen Bearbeitung er hoffen mochte, seine Beziehung zur Natur in einem reichgegliederten und umfassenden Ausdruck niederlegen zu können. Er nannte die Bilder, die in diesen Kreis gehörten, die Hesperidenbilder; in den späteren Jahren seines Lebens beschäftigte er sich wesentlich damit, die Reihe dieser Gestaltungen zu vermehren. Es mochte ihm dabei noch ein besonderer Gedanke vorschweben. Im Sommer 1873 hatte er in dem Gebäude der Zoologischen Station in Neapel einen Saal mit Freskobildern ausgeschmückt. Es war einer von den wenigen Fällen in seinem Leben, in denen seine Thätigkeit durch eine äussere Veranlassung bestimmt wurde. Das ganze Unternehmen wurde sehr schnell ins Werk gesetzt; Marées begann es ohne weitere Vorbereitungen und führte die umfangreiche Arbeit in wenigen Sommermonaten zu Ende. Eine Langwand, durch zwei gemalte Pilaster in ein grösseres und zwei kleinere Felder abgeteilt, zwei Schmalwände und eine Fensterwand waren mit Gemälden auszustatten. Da Marées an kein bestimmtes Programm gebunden war, so griff er mit natürlichem Sinn nach dem, was ihm am nächsten lag. Das Meer mit den Inseln, die Küste

mit Fischern, die Netze nach ihren Schiffen tragen; das Land mit Orangenhainen und müssigen Menschen; endlich eine Erinnerung an das freundschaftliche Zusammensein mit denen, die gleich ihm dem jungen Unternehmen ihre Kräfte widmeten. Unleugbar erscheint das Ganze wie eine Improvisation. Immerhin zeigt sich Marées' grosse künstlerische Kraft in der Art und Weise, in der hier das umgebende Leben, diese ganze herrliche weite Welt von Erde und Meer, von Licht und Glanz, von Üppigkeit und feierlicher Stille, von ursprünglich natürlicher Thätigkeit und beschaulicher Unthätigkeit zu einem bestimmten, in sich gegliederten und doch geschlossenen Ausdruck gebracht ist.

In den Bildern an der Fensterwand — ruhende, behagliches Dasein zeigende Gestalten, inmitten einer reichen Natur — zeigt sich schon jene malerische Welt, die später zu dem Kreise der Hesperidenbilder sich erweitern sollte. Marées wusste wohl, dass er Besseres und Reiferes leisten könnte, als diese schnell unternommene und gleichsam im Fluge beendete Bilderreihe; aber er wusste auch, dass er sein Höchstes nur würde leisten können, wenn er vor eine ähnliche Aufgabe gestellt würde. Das Ziel seiner Wünsche war, dass ihm einmal ein sympathischer Raum überlassen werden möchte, den er in voller Freiheit, nach seinem eigenen Gutdünken ausschmücken könnte. Aus den mancherlei Entwürfen und Bildern, die er aus dem Kreise seines Hesperidenthemas hinterlassen hat, kann man eine Ahnung davon gewinnen, wie er sich seine Aufgabe dachte. Der ihm anvertraute Raum würde ihm zu dem Schauplatz geworden sein, auf dem er alles, was sein Auge der in ihrer Weite, ihrer Fülle, ihrem Reichtum unfassbaren Natur an Anregungen, Eindrücken, Einsichten verdankt hatte, zu einem umfassenden, einheitlichen und doch reichgegliederten bildnerischen Ausdruck erhoben haben würde. Wäre es ihm dabei gelungen, seine Bilder bis zu dem Grad überzeugender Lebendigkeit zu bringen, den er immer an-

strebte, so würde der Betrachter einen ebenso bedeutenden als aussergewöhnlichen Eindruck erlebt haben. Indem er eingetreten wäre in den bildgeschmückten Raum, würde er, der Wirklichkeit entrückt, die Dinge der Welt wie im Traum wiedererblickt haben. Je mehr er sich aber in den Anblick der ihn umgebenden Gestaltungen vertieft hätte, desto mehr würde es ihm klar geworden sein, dass er hier nicht vor einer fremden Welt, sondern vor dem offenbar gewordenen Geheimnis der sichtbaren Natur selbst sich befinde. Wie unzusammenhängend, verworren, flüchtig hätte ihm nun alles vorkommen müssen, was sein Auge da draussen in den Reichen der Sichtbarkeit erlebt und erfahren hatte, nun, da ihm klar und bestimmt, übersichtlich und einheitlich, ein Bild entgegengetreten wäre, in dem ein überlegener Geist die in ewiger Flucht begriffenen Erscheinungen sich ihm in gestalteter Form darzustellen und ihm Rede zu stehen gezwungen hätte.

Niemals ist Marées die glückliche Gelegenheit geboten worden, zu einer so aussergewöhnlichen Leistung wenigstens den Versuch zu machen. Allmälig hatte er sich beschieden und dachte daran, in anderer Weise zu einer öffentlichen Bekundung seiner Kunst zu gelangen. Gegen das übliche Ausstellungswesen hatte er eine berechtigte Abneigung; nicht anders hätte er sich entschliessen können, vor die Öffentlichkeit zu treten, als so, dass er sich ihr allein und in einer Reihe zusammengehöriger Werke dargestellt hätte. Nicht ohne Rührung kann man vor dem letzten Entwurfe stehen, der ihn beschäftigt hat. Vor einer Säulenhalle bewegen sich in anmutigen Stellungen männliche und weibliche Gestalten, nach der Mitte zu ein Jüngling in werbender Bewegung sich einer Jungfrau nähernd, ein Bild zartgestimmten, erwartungsvollen Daseins; auf den Stufen, die zum Eingang der Halle emporführen, eine männliche Figur, in ihrer Bildung entfernt an den Künstler erinnernd, mit einladender Geberde die Aussenstehenden zum Eintritt auffordernd. Eine herrliche Vorbereitung für das,

was der Künstler dem schauenden Sinn würdiger Menschen zu bieten gedachte.

8.

Bezeichnend ist das zuletzt erwähnte Bild auch für die Stimmung, die bei Marées in den späteren Jahren seines Lebens vorherrschend war. Der gewaltsame Wechsel von höchstem Selbstvertrauen und Verzweiflung war mehr und mehr von ihm gewichen; er hatte eine ruhigere Zuversicht erlangt, dass es ihm doch noch beschieden sein müsse, der Welt einen Einblick zu geben in das, was er erstrebt und gethan hatte. Mancherlei briefliche Äusserungen thun dies kund; einige wenige davon mögen hier stehen:

»Nach allem, was mir im Leben verloren gegangen, sei es durch meine Schuld oder die anderer, bleibt mir doch immer noch Eines, die Hoffnung. Dieser kann ich immer noch nicht ganz entsagen.«

»Was mein sonstiges Thun anlangt, so kann ich nun mit Sicherheit sagen, dass der Augiasstall in meinem Hirn jetzt vollständig ausgekehrt ist. Nach den sieben mageren Jahren werden nun wohl die fetten kommen.«

»Trotzdem ich momentan nicht ganz wohl bin, so fühle ich nun doch, dass ich immer mehr, zwar pian piano, mich dem Archimedes-Zustande nähere, ohne den keine erfolgreiche Produktion möglich ist, und dass ich hoffen darf, mir selbst das zu werden, was ich einigen anderen vielleicht gewesen bin. Bewahren Sie nur noch eine kleine Weile den Glauben an mich. Das haben Sie freilich schon oft gehört. Ich weiss es. Bei alledem muss ich mit Heiterkeit und Ruhe so fortgehen, und insofern kann ich es, als ich wenigstens nie mich

von dem immer mehr in Mode kommenden »après nous le déluge« habe leiten lassen.«

»Was mich anbelangt, so strenge ich alle meine Kräfte an, um meine Sachen zum wahren Konterfei meiner Vorstellung zu machen; es scheint zu gelingen. Die Unsicherheit meines körperlichen Zustandes nötigt mich, so lange bei diesen Sachen zu verweilen, damit ich auch hierin ein letztes Wort gesprochen habe. Ein gewisser Zusammenhang mit dem Besten und eine wenigstens grosse Gesinnung wird dem Verständigen aus diesen Sachen entgegentreten.«

»Wie sich nun auch äusserlich mein Leben gestalten mag, in meinem Berufe blicke ich nach wie vor getrost der höchsten Klarheit hellsten Tages entgegen.«

»Meine zuversichtliche Stimmung entspringt aus sehr einfachen Gründen. Ich empfinde immer mehr, wie ich wieder zu meinem ursprünglichen Naturell zurückkehre, aus dem ich eigentlich schon seit meiner frühesten Jugend durch alle möglichen Umstände herausgedrängt worden bin. Wunder werde ich auch so schwerlich vollbringen, aber man kann schliesslich an jedem Gewächs, sobald es nicht verkümmert ist, seine Freude haben.

Je schimmeliger ich von aussen werde, um so jugendlicher wird es inwendig. Noch eine kleine Weile, und ich werde in einem Fahrwasser sein, aus dem ich mich nicht so leicht wieder verdrängen lasse. Sie wissen vielleicht, dass ich ein sehr vorsichtiger Mann bin; ich zögere und überlege lange, ehe ich den Nachen vom Ufer abstosse und weiss auch warum.«

»Wenn ich auch sehe, dass noch ein langer Weg bis zum Ziele vor mir liegt, so wird mir doch die Aussicht dahin

immer klarer, und ich mag mich stellen wie ich will, ein Gefühl von Siegesgewissheit kann ich nicht los werden.«

»Wenn es auch unmöglich ist, dass ich selbst von meinen Leistungen befriedigt sein könnte, so weiss ich doch, dass sie einige Eigenschaften haben, die man vergeblich bei anderen suchen dürfte. Vor allem, dass dieselben ein zusammengehörendes Ganze repräsentieren und eine Basis bilden, auf der sich weiter bauen lässt. Was sie zu wünschen übrig lassen, ist nicht wenig und vielleicht sieht es niemand klarer wie ich selbst. Darum möchte ich mich noch einmal unter den gegenwärtigen Umständen zusammenraffen, einiges Verfehlte zu vermeiden suchen u. s. w. Dies neue Bild soll dann in der bescheidensten Weise den unwiderruflichen Abschluss gegenwärtiger Epoche bilden.«

Mit dieser Zuversicht, das erstrebte Ziel im grossen und ganzen doch erreicht zu haben, hängt es auch zusammen, dass Marées in den letzten Jahren seines Lebens zu einem grösseren inneren Gleichmut gekommen war. Freilich mochten die alten Zweifel an der eigenen Kraft, die alten Anklagen gegen ein ungerechtes Schicksal immer wieder in ihm aufleben. Aber es lag eine gewisse Männlichkeit darin, dass er sie im Fortschritte seines Lebens immer weniger zu Worte kommen liess. Nur so konnte er es erreichen, dass die dunklen Mächte, die niemals von ihm wichen, doch niemals volle Gewalt über ihn gewinnen konnten. Er spricht zu wiederholten Malen die Überzeugung aus, dass er kein hohes Alter zu erreichen bestimmt sei. Nun er wider Erwarten seiner Freunde so schnell aus dem Leben abgerufen worden ist, gewinnen manche seiner brieflichen Äusserungen aus seinen letzten Lebensjahren eine eigentümliche Bedeutung; sie klingen wie die abschliessenden Ergebnisse der Erfahrungen

eines seinem Ende sich zuneigenden Lebens. Ich schalte auch einige solcher Stellen aus seinen Briefen hier ein.

»Im grossen und ganzen habe ich mich doch vielleicht zu einer wirklich humoristischen Lebensanschauung durchgefressen, die einen lehrt, Ironie und Sarkasmus zu verschmähen, sich das Gemeine mit leidlicher Art vom Halse zu halten und der Dummheit gegenüber, wo man sie erkennt, in Gottes Namen das Hasenpanier zu ergreifen.«

»Bei allem, was ich thue, suche ich mir die Besten und ihr Urteil zu vergegenwärtigen. Ich glaube, dass die Leute von heutzutage ebenso sind wie zu allen Zeiten; sie suchen den Leithammel, dem sie nachblöken können. Sind die Einsichtigen auch die Massgebenden, so sind gute Zeiten da.«

»Wenn ich einen Wunsch hege, so wäre es der, dass ich die wenigen Jahre, die mir noch bleiben, zu einer immer lautereren Bethätigung meiner Gesinnung verwenden dürfte; dann würde ich hoffen, nicht umsonst gelebt zu haben.«

»Und so wäre ich für meine Person wohl zufrieden; denn die Hauptwünsche meiner Jugend hat mir das Schicksal doch erfüllt, d. i. unermüdliche Arbeitskraft und eine reine Sachlichkeit.«

»Das ruhige Bewusstsein, stets, wenn auch vielfach irrend, nach dem gestrebt zu haben, was mir als das Notwendige erschien, gibt mir eine innere Unbekümmertheit, die mir entweder alle Schwierigkeiten überwinden hilft, oder aber mich das Unvermeidliche auf die richtigere Art ertragen lässt.

Die gute Gesinnung allein ist es, die dem Sein und Thun der Menschen Wert verleiht; sie hat eine notwendige und fortwirkende Kraft, und wem es gelungen ist, eine solche

auf andere Individuen zu übertragen, der kann gewiss sein, dass sein besseres Teil nicht untergehen kann.«

»Der Weg zur Erkenntnis, zur Klarheit ist oft wohl sehr sauer, oft scheint er unersteigbar, aber er bringt auch seinen Lohn mit sich. Mit der Erkenntnis kommt der echte Humor und mit diesem das höchste Lebensglück, welches ein Mensch erreichen kann.«

9.

Ehe wir von Marées scheiden, müssen wir noch einer Seite seines Daseins gedenken, die ihm trotz des Scheiterns so vieler Hoffnungen immer das Gefühl wach erhielt, nicht umsonst gelebt zu haben: es war sein fördernder Einfluss auf jüngere Künstler. Alle diejenigen, denen es vergönnt war, sich ihm anschliessen zu dürfen, kommen darin überein, dass sie durch ihn gleichsam erlöst worden seien von allen Befangenheiten, unter deren Bann sie durch das gefährliche Beispiel einer so vielfach missleiteten Kunstübung gehalten worden waren.

Wer es nicht selbst an sich erfahren hat, wird schwerlich ermessen können, auf eine wie harte Probe die Begabung heutzutage gestellt wird. Zwar fehlt es nicht und wird nicht fehlen an Lobrednern unserer Zeit. Wer ihren Redensarten Glauben schenkt, der wird meinen müssen, es sei eine herrliche Epoche für das Talent erschienen, voller Anregungen und reich an Mitteln zu allseitiger Ausbildung; kein Schulzwang, keine Voreingenommenheit hemme die Entwickelung irgend einer Eigenart; jeder finde sein Recht; die ausserordentliche Steigerung des Sinnes für die Kunst, die zunehmende Pflege derselben durch die öffentlichen Gewalten gebe jedem die Sicherheit, dass seiner Kraft die Verwendung, seinem Streben der Erfolg nicht fehlen werde. Leider ist

dies nur die glänzende Aussenseite; hinter dieser scheinbaren Herrlichkeit verbirgt sich eine recht traurige Wirklichkeit. Ein Buch wie das »Vermächtniss« von Anselm Feuerbach hätte wohl zu denken geben können. Und Feuerbachs Fall ist kein vereinzelter. Der öffentlichen Kunstwelt steht eine nicht öffentliche gegenüber; während dort untergeordnete Fähigkeiten und unlauteres Streben zu unverdientem Glanz und Ruhm gelangen, ist das wahre Kunstleben der Zeit hier zu finden, wo man vergeblich nach Beachtung, Anerkennung, Förderung sucht. Gerade diejenigen, die sich durch echte Begabung und ernstes Streben auszeichnen, sind von der Gunst der Verhältnisse ausgeschlossen und leiden unter dem unwürdigsten Druck, den Anmassung und Unverstand nur ausüben können. Wohl gelingt es einzelnen, nach langem Kampfe sich öffentlich zur Geltung zu bringen; Feuerbach war einer von diesen und welche Leidensgeschichte hat er der Welt erzählt! Andere, da sie noch unter den Lebenden weilen, will ich nicht nennen; ihr Weg ist ein einsamer und schwerer; was ihnen begegnet ist nur Entmutigung und Hemmung, und wenn sie nicht zu grunde gehen, so haben sie es nur ihrer eigenen Kraft und Ausdauer zu verdanken.

Schlimmer noch sind die Gefahren, die dem Talent von den falschen Bildungsmitteln drohen, die ihm geboten werden. Verwüstend wirkt vor allem der akademische Unterricht; hier tritt die Mittelmässigkeit mit der Anmassung einer öffentlich anerkannten Bedeutung auf; die grössten Verirrungen werden einer noch unverdorbenen Jugend als nachahmenswerte Leistungen derer entgegengehalten, die zu Meistern und Lehrern der Kunst berufen sind. Wem das Selbstvertrauen fehlt, um der eigenen Einsicht einen höheren Wert beizulegen, als den Beispielen und den ihm entgegentretenden Meinungen, oder wer den Mut nicht hat, alles aufs Spiel zu setzen, wenn es ihm nur gelingt, sein besseres Teil zu retten, der ist verloren. Ungezählte gesunde Begabungen gehen zu grunde, indem sie

auf die breitgetretenen Wege geleitet werden, die zu äusseren Erfolgen und zu öffentlicher Anerkennung führen. Hier nun wurde Marées in der That ein Retter in der Not; wer dem bald wüsten, bald erbärmlichen Treiben entronnen war, welches in unseren Tagen das Leben der Kunst zu einem Zerrbild entstellt, der konnte bei Marées den Glauben an die Kunst wiedergewinnen. Hier trat er ein in eine Welt, die ganz unberührt war von den Unlauterkeiten und Irrtümern, von denen er sich bisher umgeben gesehen hatte; wie Schuppen musste es ihm von den Augen fallen; er fand sich auf einmal befreit von allen den kleinlichen und besonderen Aufgaben, in deren Dienst Lehre und Beispiel seine Thätigkeit hatten zwingen wollen; nichts hatte hier Geltung als das reine Streben, die sichtbare Natur zum gestalteten Ausdruck zu bringen; er fand sich wie zum erstenmal in seinem Leben der Natur unmittelbar gegenüber gestellt, weil nichts anderes von ihm verlangt wurde, als ihr bildend und gestaltend nahe und immer näher zu kommen; und gleichzeitig that sich vor seinen Augen zum erstenmal das Reich der Kunst in seiner allgemeinen Bedeutung auf; er lernte in ihr, zu einem gesteigerten Dasein entwickelt, die Natur selbst sehen und erkennen. Die »Wissenschaft«, — so lautet eine Briefstelle von Marées — »deren erster Keim vielleicht in der Neugierde liegt, sucht das Unbekannte auf; die Kunst beschäftigt sich mit dem, was möglichst allen bekannt ist; nicht nur die Bühne soll wie ein Spiegel des Lebens sein; in ihren Wirkungen stimmen glaube ich beide darin überein, dass das Bekannte durch sie eine stets neue oder reichere, ausgebildetere Physiognomie erhält.«

Für manche ist die Begegnung mit Marées zu dem Ereignis geworden, welches sie aus noch unentwickelten und unklaren Zuständen zu dem vollen Bewusstsein ihrer Bestimmung erweckte und für ihr ganzes ferneres Leben entscheidend wurde. Es war der unmittelbare Weg, der von der Natur zur Kunst führt, auf den der ältere die jüngeren hinwies; wer

ihm zu folgen verstand, der erlebte mit ihm die Natur in einem reinen künstlerischen Sinn und lernte zugleich die Kunst, welcher Zeit, welchem Volke sie angehören mag, in ihrem Wesen, als den im Kunstwerk sich dem Auge darbietenden Naturausdruck begreifen. Von einer Reise in Holland schreibt Marées: »Ich kann gar nicht sagen, welches ausserordentliche Vergnügen mir meine alten Freunde, Rembrandt und van der Helst, in Amsterdam gewährten. Ich bin jetzt dahin gekommen, gar keinen Unterschied in den Schulen mehr zu sehen. Was gut ist, ist gut, damit genug.« Und aus Paris schreibt er: »Hier haben die beiden Sklaven von Michel Angelo mein Interesse am meisten in Anspruch genommen. Und zwar scheint es mir nicht der Typ zu sein, wodurch sie zuerst ins Auge fallen, sondern vielmehr durch die Glaubwürdigkeit der Darstellung. Man erkennt sofort, wo die knochigeren und wo die fleischigeren Teile sind; dadurch vergisst man das Material, das Handwerk, man sieht Lebendiges. Und das ist das erste Erfordernis eines Bildwerkes, wenn es mehr als dekorativ sein soll. Die Natur erregt unter allen Umständen Teilnahme, und nicht die Vollkommenheit des Vorbildes, sondern die Vollkommenheit des Verständnisses macht eine Sache zum Kunstwerk.«

Ausserordentlich reich ist der Schatz von Anregungen und Lehren, die alle diejenigen, die um Marées waren, von ihm empfangen haben; wichtiger aber noch, als die besondere Unterweisung waren die allgemeinen mehr sittlichen Standpunkte, die Marées vertrat und auf seine Umgebung zu übertragen bemüht war: sein hoher Ernst, seine Sachlichkeit, seine Selbstlosigkeit. »Mannigfache Kenntnisse, grosses Talent und eminente Geschicklichkeit«, so spricht er sich einmal aus, »dienen schliesslich zu nichts, wenn sie nicht von gesundem, reinem, natürlichem Sinn geleitet werden. Darum muss ich immer wieder von neuem es hineinverflechten, dass der Künstler auf seine menschlichen Eigenschaften die grösste Aufmerksam-

keit verwenden soll; ebenso auf seine Beziehungen zu den Menschen.« Und ein anderes Mal:

»Wenn überhaupt nur alle, die sich mit irgend einer Kunst befassen, immer festhielten, dass ihre ganze Aufgabe darin besteht, den Mitlebenden die Freude und den Genuss am Bestehenden zu erleichtern, nicht aber ihr eigenes Ich zur Geltung zu bringen. Letzteres müssen die Werke durch ihre Vortrefflichkeit leisten.«

Marées hatte sich gewöhnt, unter dem Ausdruck »künstlerische Gesinnung« dasjenige zusammenzufassen, was ihm als die Grundlage eines gesunden Schaffens erschien. Oft genug konnte man ihn sagen hören, auf die Gesinnung komme Alles an. »Dass man«, schreibt er an einen Freund »um zur einfachen natürlichen Gesinnung zurückzugelangen, heutzutage einen so langen Läuterungsprozess durchmachen muss.« Es war bezeichnend für ihn, dass er die Forderung künstlerischer Leistungsfähigkeit als eine moralische Forderung an den Charakter aufstellte. Er wusste wohl, dass, um ein guter Künstler zu werden, mehr nothwendig sei, als Gesinnung; aber er wusste auch, dass ein Mangel an moralischer Tüchtigkeit selbst die hervorragendste Begabung unter den gefährlichen Einflüssen der Zeit zu Schaden kommen liess. Es lag ihm im allgemeinen fern, die einzelnen Seiten der menschlichen Natur getrennt zu betrachten; er pflegte den Menschen als ein Ganzes aufzufassen, und wenn er an das Künstlertum dachte, zu dem der Einzelne berufen sei, so dachte er nicht an die Ausübung einer besonderen Fähigkeit, bei der es auf die sonstige Beschaffenheit des Individuums nicht ankäme; vielmehr war ihm auch der Künstler ein ganzer Mensch; er sollte mehr sein, als der Hervorbringer von Kunstwerken, er sollte eine besondere Modifikation des Menschentums darstellen. Marées hatte noch nicht gelernt, das Leben als eine Summe von Leistungen anzusehen und die Menschen nur als die Mittel, diese Leistungen zu beschaffen. Für ihn waren zunächst

die Menschen selbst das wichtigste am Leben, und er war noch im Besitz der immer mehr abhanden kommenden Erkenntnis, dass nicht die einzelne Begabung, sondern die ganze Persönlichkeit ausgebildet werden müsse, wenn man tüchtige, gesunde und dauernde Leistungen erzielen wolle.

Marées war sich des grossen Einflusses wohl bewusst, den er auf seine Umgebung ausübte; er war mit Recht überzeugt, dass, wenn viele sich ihm angeschlossen hätten, seinen Lehren und seinem Beispiel gefolgt wären, von ihm und den Seinigen eine neue, segensreiche Bewegung im Leben der Kunst hätte ausgehen können. Er hatte das Bedürfnis, mit seiner Zeit, für seine Zeit zu leben; nichts lag ihm ferner, als die unerquickliche Rolle eines verkannten Genies zu spielen. Er gehörte nicht zu denen, die sich in grollender Überhebung von der Welt abwenden; er verlangte nach Teilnahme und Sympathie, und er war überzeugt, dass er sie bei den besten finden würde, wenn es ihm gelänge, das zu leisten, was nur den besten genügen sollte. Und er wusste auch, dass unter den jüngeren Künstlern manche waren, die, von einem ähnlichen Streben beseelt, wie er selbst, doch aus eigener Kraft nicht vermochten, sich der beirrenden Einflüsse der Zeit zu erwehren und sich selbst treu zu bleiben. Diese um sich zu sammeln, sie zu leiten, an seinem eigenen Lebenswerke zu beteiligen, um mit ihnen inmitten einer allgemeinen Veräusserlichung der Kunst, ein Beispiel wahren Künstlertums aufzustellen, das war für ihn nicht nur ein Wunsch, sondern eine Aufgabe, die er sich stellte.

Und auch hier zeigte sich sein grosser und männlicher Sinn. Bei der Abgeschlossenheit, in der sich diese Bestrebungen von dem öffentlichen Leben befanden, bei dem mangelnden Erfolg lag es nahe, dass sich eine Art Sektengeist herausbildete. Das Leben auf römischem Boden ruft ohnehin leicht ein gewisses anmassliches Selbstgefühl hervor, eine Art von Geringachtung aller, die an dem Leben der Zeit, an den

Interessen des Tages thätigen Anteil nehmen. Er mochte zuweilen die Erfahrung machen, dass diejenigen, die in seine Welt eintraten, meinten, in den Hafen ihrer Bestimmung eingelaufen zu sein; dass sie sich etwas darauf zu gute thaten, auf die Teilnahme der Welt verzichten zu können, weil sie einer Gemeinschaft angehörten, die besser sei als jene Welt. Marées konnte sehr ungehalten werden, wenn er sich so missverstanden sah; immer und immer wieder wies er darauf hin, dass man auf eigenen Füssen stehen und der Allgemeinheit angehören müsse, um etwas zu sein. »Seine Freunde zu befriedigen«, so drückt er sich in einem Briefe aus, »ist noch lange keine Kunst; die fängt erst an, wo man die Gleichgiltigen aus ihrer Ruhe aufschreckt. Gibt man zuviel auf das Urteil der Freunde, so verfällt man leicht in Weichlichkeit und in die Verliebtheit gewisser Dinge, die keine allgemeine Berechtigung und Bedeutung haben. Die höchste Schwierigkeit liegt darin, auch andere dahin zu bringen, dass sie unvermerkt Freude an dem bekommen, was einem selbst Spass macht. Das, was sich von selbst versteht, zu erkennen, heisst den Nagel auf den Kopf treffen; so lange man noch irgend unter einem Einfluss steht, wird das nicht der Fall sein. Übrigens hat man auch nicht die Macht, das mit eigenem Wollen zu beschleunigen; die Entwickelung eines Menschen reift wie die Frucht am Baume.«

10.

Es liegt eine Art von Beruhigung darin, eine Persönlichkeit, die man gekannt, ein Schicksal, das man miterlebt hat, einem grossen typischen Beispiel vergleichen zu können. Schon bei Marées' Lebzeiten ist von seinen Freunden auf seine Geistesverwandtschaft mit Heinrich von Kleist hingewiesen worden; der Ähnlichkeit mit diesem Grösseren und Unglücklicheren gedenken wir, indem wir unsere Betrachtungen über den Verstorbenen beschliessen.

Eine Kleist'sche Natur genannt werden zu können, ist zugleich ein Ruhm und ein Verhängnis. Wie jener, so fühlte auch Marées die Notwendigkeit und Berechtigung in sich, nach dem höchsten zu greifen; auch ihn duldete es nicht auf gewohnten Pfaden, nur in der Verwirklichung eines neuen Kunstideals sah er den ganzen Ernst seiner Bestimmung; alles oder nichts war auch ihm das Zeichen, unter dem er siegen oder unterliegen wollte und selbst in der Verzweiflung am endlichen Sieg blieb seine Überzeugung von der Richtigkeit und Notwendigkeit dessen, was er gewollt hatte, so unerschütterlich, dass er etwas ähnliches empfinden mochte, wie das, was Kleist in jenen berühmten Worten ausspricht: »ich trete vor einem zurück, der noch nicht da ist und beuge mich ein Jahrtausend im voraus vor seinem Geiste. Denn in der Reihe der menschlichen Erfindungen ist diejenige, die ich gedacht habe, unfehlbar ein Glied und es wächst irgendwo ein Stein schon für den, der sie einst ausspricht.« Ist ein so hochgespannter Idealismus nicht mit einer übermächtigen, das Leben zwingenden Kraft gepaart, so muss er zu Missverhältnissen führen. Es ist solchen Naturen eigen, dass sie ganz von ihrem höheren Leben beherrscht werden und nicht mehr begreifen, dass das äussere Dasein seinen eigenen Standpunkt hat, von dem aus es betrachtet und behandelt sein will. Die inneren Erlebnisse sind es, die eine weit überwiegende Bedeutung gewinnen und so wird es immer schwerer, sie mit den Forderungen des Lebens in Einklang zu bringen. Wie für Kleist, so war auch für Marées die eigentliche Realität die seines künstlerischen Schaffens; hier gewann alles für ihn bestimmten Wert und greifbare Gestalt; hier leitete ihn das sicherste Urteil, die höchste Einsicht. Für die zwingende Notwendigkeit des thatsächlichen Lebens hatte er weit weniger Sinn; hier trübte sich sein Blick; nur zu sehr mangelte das Verständnis für den Zusammenhang der Dinge zugleich mit der Fähigkeit, zur Erreichung praktischer Zwecke die geeig-

neten Mittel anzuwenden. Damit hing es auch zusammen, dass es das Gebiet der geistigen Thätigkeit war, auf dem sich der ganze Ernst des Charakters, die Unerbittlichkeit der Grundsätze offenbarte; hier wurden keinerlei Zugeständnisse gemacht; der Schwächlichkeit eines Geschmacks, dem alle Kunst im Grunde doch nur eine Angelegenheit der Liebhaberei bleibt, wurde ein strenges, oft herbes Schaffen entgegengesetzt, und es wurde nicht ohne eine gewisse Absichtlichkeit Zeugnis dafür abgelegt, dass die Kunst ein ernstes Ding sei, bei dem nur die höchste Überzeugungstreue zum Ziele führen könne. Dagegen fehlt es in Marées' Leben so wenig wie in dem Kleist's an Beispielen dafür, dass die praktische Lebensführung etwas lässlicher genommen wurde, und weder dem einen noch dem anderen ist es erspart geblieben, manche ihrer Handlungen einem kurzsichtigen und engherzigen Urteil unterworfen zu sehen.

Überraschend ist es auch oft den Freunden gewesen, wie sich manche kleinere Züge, die von Kleist überliefert werden, bei Marées wiederfanden; eine gewisse Herrschsucht im Verkehr mit seinen Genossen, ein starkes Bedürfnis, lehrhaft auf seine Umgebung zu wirken, die Gewohnheit, Mitteilungen über eigene Erlebnisse, Absichten und Pläne in geheimnisvolle Andeutungen zu kleiden. Dann ein leicht erregbares Misstrauen, ein schneller Wechsel von Zuneigung und Abneigung, von Hoffen und Verzweifeln, von hochgespanntem Selbstgefühl und von naiver Freude an dem geringsten Zeichen von Anerkennung und Erfolg.

Freilich wird vielen bei aller Verwandtschaft beider Naturen der Abstand so gross erscheinen, dass sie die Berechtigung des Vergleiches nicht anerkennen werden. Der gewaltige Kampf, den Kleist mit sich selbst und mit dem Leben ausfocht, hat zu manchem Siege geführt, bevor er in dem Untergange des Helden seinen unvermeidlichen Ausgang fand; in einer Reihe glänzender Werke hat die seltenste Begabung

einen dauernden Ausdruck gefunden. Was haben die Freunde Marées, dem an die Seite zu stellen? Wenn das Wollen ein gleich bedeutendes war, so hat ihm doch die Sprache gefehlt, in der es sich zu Leistungen von ähnlicher allgemeiner Bedeutung hätte entwickeln können. Die Zahl derer wird immer gering bleiben müssen, die aus den Ergebnissen einer so langen und so leidenschaftlichen künstlerischen Thätigkeit erkennen werden, welche ausserordentlichen Kräfte sich hier in einem unablässigen Ringen verzehrt haben. Man muss dies zugeben und doch wird man die Berechtigung des Vergleichs nicht nur in Betreff bestimmter gleichartiger Züge einräumen können. Es ist eine und dieselbe grosse Thatsache, die, wenn sie auch durch das Schicksal Kleist's ihre grellste Beleuchtung gefunden hat, doch das unentrinnbare Verhängnis für viele bildet, die gleich Marées den Besten zugezählt werden müssen. Mit Vernichtung ist gerade das am meisten bedroht, was die seltenste und edelste Auszeichnung der menschlichen Natur bildet; wer nicht mit Riesenkraft ausgestattet ist, um selbst die kostbaren Gaben zu schützen und zu verteidigen, die er der Welt entgegenbringt — vom Leben hat er nichts anderes zu erwarten als Widerstand und Vernichtung.

Wenn wir unseren Blick noch einmal zurückwenden auf die Persönlichkeit und das Leben desjenigen, dem die vorstehenden Seiten gewidmet sind, wenn wir uns vergegenwärtigen, welche ausserordentlichen Eigenschaften sich in dem Verstorbenen vereinigten, und wenn wir zugleich bedenken, wie allseitig beschränkt, nahezu verkümmert seine Laufbahn gewesen ist — müssen wir es nicht als eine der grausamen Unzulänglichkeiten des Lebens empfinden, dass so Seltenes ein- für allemal verloren sein soll, ohne sich allen den inneren und äusseren Hindernissen entwunden zu haben, ohne auf die eigentliche Höhe des Daseins gelangt zu sein. Wie anders, so sagen wir uns, würde es um die Welt stehen, wenn Individualitäten, wie die von uns betrachtete, von dem gemeinen

Lose ausgenommen wären. Fehlt ihnen das, was ihre Genossen im Kampfe des Lebens lebensfähig macht, so besitzen sie hingegen das, was dem Dasein erst seinen höchsten Wert verleiht. Ihnen gerade sollte das Leben leicht gemacht werden, damit von den seltenen Keimen, die hie und da in der menschlichen Natur sich entwickeln und sie über das gewöhnliche Mass hinausheben, auch nicht einer verkümmere. Dass das Zarteste und Empfindlichste auf die härteste Probe gestellt, dass gerade vom besten, was das Leben zu bieten vermag, das meiste vernichtet wird, ist wohl eine Notwendigkeit, aber eine der traurigsten, die uns die Betrachtung der menschlichen Verhältnisse lehrt.

Was uns bei Lebzeiten unseres Freundes oft und bitter genug nahe getreten ist, die Überlegung, was dieses Dasein hätte sein können und was es thatsächlich war, das kehrt uns mit gesteigerter Eindringlichkeit wieder, nun da er tot ist. Der Tod schneidet ein- für allemal die Entwickelungsmöglichkeiten ab, die dem Lebenden noch immer offen stehen, und mit ihm kehren auch die wunderbaren Fähigkeiten und Anlagen, die sich dieses eine und nur dieses eine Mal individualisiert hatten, für immer in den rätselvollen Schoss der Natur zurück.

Ein Dasein freilich ist auch dem Toten noch vergönnt: es ist die Fortdauer im Andenken seiner Freunde und in den unberechenbaren Fortwirkungen alles dessen, was von ihm ausgegangen ist. Dem Dahingegangenen dieses Leben zu verleihen und zu erhalten, ist die Aufgabe seiner Freunde und seiner Schüler; wenn sie ihr treu bleiben, so werden sie dem Toten wenigstens einen Teil der Schuld abtragen für alles das, was sie von dem Lebenden empfangen haben.




GETTY CENTER LIBRARY
3 3125 00652 4470

